

Feuertänzer

Von GeZ

Inhaltsverzeichnis

Kapitel 1: Von Ratten und Krähen	2
Kapitel 2: Neumond	7
Kapitel 3: Knabberküsse und Karottenmusexplosionen	12
Kapitel 4: Erkenntnisse und Entscheidungen	18
Kapitel 5: Von lebenden Handtüchern	24
Kapitel 6: Kerzenschein	29
Kapitel 7: Road Trip	36
Kapitel 8: Zwei auf einen Streich	41

Kapitel 1: Von Ratten und Krähen

Disclaimer: Sämtliche auftretenden Charaktere sind von mir frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder fiktiven Personen sind nicht beabsichtigt. Selbiges gilt ebenfalls für die Handlung und die Schauplätze.

Kia und Damian sind ehemalige RPG-Charaktere von mir (beide 2009 erstellt).

Dass es heute nicht unbedingt meine Nacht werden würde, hatte ich schon gemerkt, als ich nach den letzten Sonnenstrahlen – die freilich keinen Weg durch die Jalousien und die dicken, weinroten Gardienen meiner Loftwohnung finden konnten – aufgestanden war und nach Larry gesehen hatte. Der war nämlich seinem Käfig entflohen und es kostete mich eine geschlagene halbe Stunde, bis ich ihn gefunden hatte. Zeit war nicht so wichtig für mich und hätte ich nichts vorgehabt, hätte ich das gut und gerne die ganze Nacht machen können, aber heute war Donnerstag – mein Donnerstag. Im Club Camouflage hatten sie mich erst vor Kurzem fest engagiert und dann gleich mal zu spät zu kommen, fand ich nicht gerade allzu prickelnd.

Aber meine heißgeliebte Ratte Larry, deren Fell so strahlend weiß wie frischer, unberührter Schnee war, war dann doch um Längen wichtiger als Pünktlichkeit. Feuern würde mich der Manager schon nicht, selbst wenn ich gar nicht kommen und mich nicht abmelden würde, denn schließlich war ich der Star im Camouflage – darum durfte ich auch am Donnerstag, dem Fessel-Donnerstag, an dem die ganzen Perversen mit Handschellen rumspielen konnten, auftreten. Für Agent Smith, wie die Angestellten den Chef des Camouflage nannten, weil er immer Anzug, Krawatte und eine dunkle Sonnenbrille trug, war der Donnerstag neben dem Wochenende der profitabelste Tag – es gab eben einfach genug abartige Kerle in New York, die das ‚Konzept‘ des Fessel-Donnerstags unwiderstehlich fanden. Kurz gesagt ging es dabei schlicht darum, sich einen potentiellen Bettpartner für die Nacht auszuwählen und diesen mit Handschellen, die der Club großzügig zur Verfügung stellte, an sich zu binden. Ließ sich der Auserkorene fangen, stand einer heißen Nacht nichts im Wege.

Mich selbst hatte noch nie jemand gefangen und das würde auch nie einer. Dazu war ich viel zu schnell für diese armen Menschlein. Lieber suchte ich mir unter den Gästen selbst diejenigen aus, die ich dann vernaschte – allerdings auf andere Art, als sich die meisten das wohl erhofften, schließlich gierte ich mehr nach dem Blut der Männer, als nach deren Körpern.

„Nein, lass das, Larry.“ rief ich, weil sich der Nager hinter meinem Plasmafernseher an ein paar Kabeln zu schaffen machte. Larry ließ von seinem gefährlichen Mahl ab und stellte sich auf die Hinterfüße, fiepte durch die Nase und sah mich unschuldig an. „Du brauchst gar nicht so zu gucken!“ schnauzte ich und nahm den Kleinen in die Hand. Wirklich, so was! Da jagte er einem eine Heidenangst ein und grillte sich fast selbst mittels Elektroschock und dann guckte er einen an, als wäre alles in bester Ordnung.

Wieder gab die Ratte einen pfeifenden Ton von sich und ich streichelte ihr sanft über

den Kopf. Mein Ärger war so schnell verflogen, wie er gekommen war. Larry konnte mich eben immer um den Finger wickeln. „Schon gut, ich bin dir ja nicht böse.“ versicherte ich dem Nager lächelnd und setzte ihn in den Käfig zurück, genau aufpassend, dass ich diesen diesmal auch verschloss.

Ein Blick auf die Uhr verriet mir, dass ich jetzt schon keine Chance mehr hatte, noch rechtzeitig im Club zu sein. Zwar begannen meine Auftritte erst gegen elf Uhr, aber ich musste schon eine halbe Stunde früher da sein und das wäre in exakt zwei Stunden. Unmöglich, dass ich das schaffte. Ich musste mich noch fertig machen und dann zum Camouflage laufen. Vielleicht sollte ich mir heute ein Taxi oder den Bus nehmen, aber zu beidem hatte ich keine große Lust. Wenn die Wege, die ich zu bewältigen hatte, nicht so lang waren, dann bevorzugte ich es, zu Fuß zu gehen. Ich mochte diese motorisierten Gefährte nicht allzu sehr, sie waren mir nicht ganz geheuer, weil man gar nicht sehen konnte, warum sich diese Dinger so schnell fortbewegten.

Gähmend streckte ich mich und tapste ins Bad. Noch war ich bis auf die Ohrringe, die ich in der vorherigen Nacht angelegt hatte, vollkommen unbedeckt und sprang deswegen gleich unter die Dusche. Genüsslich ließ ich das warme Wasser über meine helle Haut laufen, bevor ich mich ausgiebig mit einer nach Magnolie duftenden Seife einschäumte. Hätte ich die Zeit dazu gehabt, hätte ich mir ein Bad gegönnt, doch so musste ich mich mit dieser kurzen Dusche begnügen. Nachdem ich den Schaum von meinem Körper gewaschen hatte, trat ich auf den Badvorleger, der die New Yorker Skyline zeigte und einen „I love NYC“-Schriftzug trug. Meine Zehen krallten sich hinein, spielten mit den langen, weichen Fasern des Vorlegers. Ich mochte dieses leicht kitzelnde Gefühl an den Sohlen und seufzte wonnig. Widerwillig besann ich mich darauf, dass ich mich beeilen und damit aufhören sollte und tupfte mir schließlich sorgsam die Haut trocken.

Dann betrachtete ich mich in dem großen, goldgerahmten Spiegel, der durch den Wasserdampf stark beschlagen war und den ich erst einmal mit einem Handtuch trockenwischen musste. Haar, Gesicht, Rücken, Po, Arme, Schenkel und Füße – alles wurde ausführlich gemustert. Ja, ich sah wieder toll aus, stellte ich zufrieden fest und bandagierte meine Fesseln mit einer Mullbinde. Wenn ich die ganze Nacht durchtanzen würde, war es immer besser, die Gelenke damit zu festigen, um ein Umknicken zu vermeiden. Danach zog ich mich nach und nach an und föhnte meine feuerroten Haare.

Generell gab es zwei Dinge, die den Leuten an mir sofort auffielen und das waren diese Haare und mein feminines Äußeres. Mein fein geschnittenes Gesicht mit den großen, braunen Augen, umrahmt von den halblangen, welligen Haaren, erschien den meisten Betrachtern nämlich ziemlich weich und der Umstand, dass ich mich zeitweise schminkte und liebend gern Schmuck trug, wirkte dem auch nicht wirklich entgegen.

Als ich meine Mähne in einen zufriedenstellenden Zustand gebracht hatte, begab ich mich in die Küche und holte eine große Tüte Puffreis aus dem Kühlschrank. Eigentlich brauchte ich ja gar keinen, aber ich befand, dass es zum Stil einer modernen Küche gehörte, einen zu haben. Und damit der nicht vollkommen leer war, stellte ich den Puffreis in ihn hinein, obwohl dieser auch bei Zimmertemperatur hätte aufbewahrt

werden können.

Ich öffnete die Packung und roch daran. Schmeckte bestimmt lecker. Zumindest hoffte ich das, als ich ins Wohnzimmer ging und mich vor den Käfig hockte. Ich hatte ein schlechtes Gewissen, weil ich annahm, dass Larry Hunger hatte und darum die Kabel angeknabbert hatte. Darum sollte der Arme jetzt was von diesem Puffreis bekommen.

„Hier mein Süßer, nur für dich. Aber wir behalten das für uns, damit keiner auf die dumme Idee kommt, zu meinen, du würdest zu viel zu essen bekommen.“ sagte ich und streichelte das Nagetier am Hals, bevor ich ihm ein Puffreiskörnchen vor die Nase hielt. Larry schnupperte prüfend daran – kluges Tierchen, man konnte schließlich nie wissen, ob etwas vergiftet war und gesundes Misstrauen war nur gut – dann nahm er das Korn in die Pfoten und knabberte es im Nu auf. Ich beobachtete das grinsend. „Schmeckt, was? Das freut mich.“ meinte ich glücklich und schüttete die halbe Packung in den großen Futternapf. „Sorry, ich hab gerade nicht so viel Zeit für dich, aber das holen wir nach!“ versprach ich und verschwand in der Küche, räumte den Puffreis weg und ging nochmal ins Bad, um mich endgültig fertig zum Gehen zu machen.

Eigentlich schminkte ich mich nur, wenn ich irgendwo engagiert war. Also an Tagen wie heute. Allerdings tat ich dies nicht auffällig, nur die Augen betonte ich mit ein wenig Mascara und auf das Gesicht kam ein bisschen Make Up. Wenn man in diesen dunklen, rauchigen Clubs tanzte, musste das einfach sein, sonst wurde man ja kaum gesehen. Obwohl ich mich auch ungeschminkt eigentlich nicht über mangelnde Blicke beschweren konnte, aber ich fühlte mich einfach nicht wohl, wenn ich mit meinem Äußeren nicht zufrieden war. Ich kämmte mir mit einer Bürste nochmals mein voluminöses, lockiges Haar und legte die letzten Schmuckstücke an – drei Ketten und ein Armband. Noch ein prüfender Blick in den Spiegel.

Die lange, schwarze Hose, für die ich mich entschieden hatte, formte meine Schenkel sehr schön und das schlichte, dunkle Oberteil mit den kurzen Ärmeln und dem V-Ausschnitt sah auch nicht schlecht aus. Ich war fast einverstanden mit meinem Aussehen, nur zwei Dinge fehlten noch. Ich legte mir einen bronzefarbenen Metallgürtel um, der ein wenig zu groß für meine schmalen Hüften war und ein bisschen schief hing, aber genau das mochte ich. Dann strich ich meine Lippen noch mit Lipgloss ein. Ja, nun war ich perfekt. Stolz betrachtete ich ein weiteres Mal mein Spiegelbild, dann löschte ich das Licht im Bad.

Ein Blick auf die Uhr bestätigte nur meine Vermutung, dass ich wohl zu spät kommen würde, denn es war bereits zehn Minuten vor halb elf. Ich suchte nach meinem Handy und rief Agent Smith an, der zwar nicht erfreut war, dass ich zu spät kommen würde, aber es ohne größeres Murren hinnahm. Im Anschluss warf ich das Handy und anderen Krimskrams wie Deo, Ersatz-Ohrringe und meine dünnen, schwarzen Handschuhe, die mir angezogen fast bis zum Ellenbogen reichten, in eine blauschwarze Umhängetasche. Leider konnte ich sie jetzt noch nicht tragen, denn es war noch zu warm draußen und schwitzen wollte ich ganz sicher nicht – zumindest noch nicht. Wenn ich beim Tanzen ins Schwitzen kam, störte mich das nicht, aber beim Laufen war ich nicht scharf darauf, zu transpirieren.

„Bye bye Larry, sei ein braves Rattchen, okay?“ hauchte ich meinem Mitbewohner zärtlich zu, dann schloss ich die Tür und versenkte den Schlüssel ebenfalls in den Untiefen meiner Tasche.

Dann hastete ich los, nahm eine Abkürzung. Ich brauchte keine Angst vor Übergriffen zu haben, denen würde ich ohne Weiteres ausweichen können, darum würde es auch gar nichts machen, wenn ich durch die verwinkeltesten Gassen ganz New Yorks laufen würde.

In einer dieser dunklen Straßenschluchten, in denen der Lärm der nächtlichen Stadt nur noch gedämpft ans Ohr zu dringen vermochte, erregte eine Mülltonne meine Aufmerksamkeit. Sie war bemalt worden und wenn andere darin nur Gekrakel sehen mochten, so fand ich diese abstrakte Zeichnung ziemlich interessant, denn ich hatte ein ausgesprochenes Faible für alles, das nur im Entferntesten mit Kunst oder Musik zu tun hatte. Neugierig und in den Gedanken versunken, ob hinter der Kritzelei wohl ein tieferer Sinn steckte, entging es mir völlig, dass sich mir ein Mann genähert hatte. Erst, als ich mich wieder umdrehte und dem abgehalftert wirkendem Kerl gegenüberstand, bemerkte ich diese Tatsache, erschrak mich und quickte vor Schreck.

„Ganz allein unterwegs, Kleines?“ fragte der Mann und schien mich offensichtlich für ein Mädchen zu halten. Der Typ mochte ja aufdringlich sein, aber eine größere Gefahr schien nicht von ihm auszugehen, dennoch schärfte ich nun vorsichtshalber meine Sinne und bereute dies fast augenblicklich später. Dieses widerliche Subjekt vor mir stank, als hätte es zwei Wochen lang nicht geduscht. Pikiert verzog ich die Nase und versuchte, den penetranten Geruch zu ignorieren und mich auf das Gesicht meines Gegenübers zu konzentrieren, was jedoch keine unbedingt befriedigendere Tat war, denn die eingefallenen Wangen und die Mundpartie waren übersät von dunklen Bartstoppeln, fettige Strähnen des wirren, braunen Haares klebten an der schweißglänzenden Stirn und die wässrigen, blutunterlaufenen Augen des Kerls lagen in tiefen Höhlen. Wenn dieser Mann nicht vollständig auf Drogen war, dann war ich der Nikolaus.

Gegen diese unleidliche Kreatur baute ich sofort eine starke Antipathie auf. Selbst wenn ich kurz vorm Verhungern wäre, würde ich das Blut dieses Widerlings nicht trinken. Den Mund öffnend, um zu einer schnippischen Antwort anzusetzen, stutzte ich kurz und schloss die Lippen unverrichteter Dinge wieder, denn jemand anderes hatte meine Aufmerksamkeit erregt – ein Vampir, der sich zielstrebig in meine Richtung bewegte. Gewöhnlich war dies Nichts, das einen verunsichern sollte, aber ich war nun mal nicht gewöhnlich. Die meisten meiner Artgenossen waren relativ gesellige Wesen, die einer straffen Hierarchie unterworfen miteinander lebten. Ich selbst jedoch war einfach kein sozial veranlagter Typ, ich hasste so ziemlich alles, was mit Kommunikation zu tun hatte und Small Talk stand auf meiner Liste der Höllenqualen ganz weit oben. Insofern zog ich es vor, anderen Vampiren so fern wie möglich zu bleiben, darum konnte mir die Aussicht, gleich mit Meinesgleichen konfrontiert zu werden, nur schwerlich Begeisterung abringen.

Zu meiner großen Überraschung war der Vampir schneller bei mir als erwartet und bevor ich mich versah, hatte der Neuankömmling meinem zugedrohten Gegenüber

das Genick gebrochen, sodass dessen Körper reglos zu Boden glitt. Irritiert blickte ich zu dem Mann, der mich eben noch gierig angestarrt hatte. All das war mit einer ungeheuren Geschwindigkeit vonstatten gegangen, dass ich kaum hatte folgen können. Der Vampir, der dies getan hatte, musste einige Jahrzehnte alt sein, sonst würde er kaum über solch beeindruckende Fähigkeiten verfügen.

Ein Grund, noch nervöser zu werden, denn die Furcht, sich ausgerechnet vor einem Altehrwürdigen die sprachliche Blöße zu geben, würde das zwangsläufig folgen müssende Gespräch nicht angenehmer machen. Als könne ich es dadurch wenigstens noch hinauszögern, starrte ich weiterhin den Toten an, als wäre er das Schönste, was ich je gesehen hatte.

„Pass besser auf dich auf, Karottenkopf. Nur als kleiner Tipp: Wenn man sich nicht selbst verteidigen kann, sollte man nicht allein durch solche Straßen gehen.“ stellte eine tiefe, samtene Stimme fest, die vor Spott und Amüsiertheit darüber, wie schwächlich ein Vampir sein konnte, nur so troff.

Das war zu viel für mich. Ohnehin hatte ich keine dicke Haut, aber diese Beleidigung konnte ich nicht auf mir sitzen lassen. Natürlich konnte ich mich selbst verteidigen und selbstverständlich hätte ich diesen Kerl ohne Probleme selbst zur Strecke bringen können, doch der Herr Oberlehrer war mir zuvorgekommen. Zornig hob ich den Blick, richtete mein Augenmerk auf den Blutsauger mit den ‚nützlichen Tipps‘ und stockte kurz, als ich in ein paar dunkelgrüne Pupillen sah, die etwas Einschüchterndes an sich hatten. Doch lange ließ ich mich davon nicht abhalten, dazu war ich zu sehr in Rage.

„Wärsst du nicht so schnell hier aufgetaucht, dann hätte ich den Typ auch alleine fertiggemacht, du... du hässliche Krähe!“ schleuderte ich dem anderen aufgebracht entgegen. Ja, das mit der Krähe war gut, denn die Haare des Vampirs waren blauschwarz wie das Gefieder des Nachtvogels. Er war größer als ich, schlank, aber unter seinem braunen Shirt zeichnete sich eine Statur ab, die definitiv muskulöser als meine eigene, eher sehnige Figur war. Er war hübsch. Keine hässliche Krähe.

Abrupt drehte ich mich um und lief hoch erhobenen Hauptes davon. Das Gespräch war für meinen Teil beendet. Mit so einem Idioten würde ich mich nicht länger abgeben...

Kapitel 2: Neumond

Abrupt drehte ich mich um und lief hoch erhobenen Hauptes davon. Das Gespräch war für meinen Teil beendet. Mit so einem Idioten würde ich mich nicht länger abgeben. Meine Haare wippten im Takt meines energischen Schrittes, bis sie festgehalten wurden. Schmerzhaft aufkreischend blieb ich zwangsläufig stehen, drehte mich um und funkelte den unverschämten Artgenossen wütend an.

Der Blick dessen zu böartigen kleinen Schlitzten verengten Augen traf mich mit voller Wucht und ließ mich überrascht nach Luft schnappen. Alle Worte der Empörung, die eben noch auf meiner Zunge getanzt hatten, verloren sich im Nichts und mein Magen verzog sich vor Angst. Das intensive Grün schien nichts anderes vor zu haben, als mich völlig aufzulösen. Ich schluckte schwer. „Lass meine Haare los, die sind frisch frisiert.“ quengelte ich mehr, als dass ich es forderte.

Doch der andere schien nicht gewillt, meinen Worten Folge zu leisten, im Gegenteil. Mit einem kühlen Lächeln auf den vor Wut dünnen, zusammengepressten Lippen zog er mit purer Absicht noch einmal an meinen Haaren, was ich mit einer Mischung aus schmerzhaften Stöhnen und zornigen Zischen quittierte.

„Ich glaube, du weißt nicht, mit wem du hier eigentlich redest.“ meinte er halb ungläubig und halb empört. Er hatte mein Haar losgelassen, doch lag seine Hand jetzt auf meinem Hinterkopf. Lange, feingliedrige Finger schlossen sich wie ein Schraubstock um ihn, bescherten mir Kopfschmerz, der mich unwillkürlich wieder stöhnen ließ.

Ein leises Lachen drang an mein Ohr, dann ließ der andere von mir ab. Irritiert blinzelte ich und starrte ihn verwirrt an, weil ich mir beim besten Willen nicht erklären konnte, was ihn in gefahren war – außer vielleicht, dass er womöglich einfach der Typ von Mann war, der sich daran ergötzen konnte, wenn er anderen Schmerzen zufügte, doch dafür klang das Lachen eigentlich zu freundlos.

Ich fuhr mir mit sanftem Druck über meine Kopfhaut, versucht, den Schmerz weg zu massieren, und als er mich direkt ansah, spürte ich an den Stellen, an denen seine Fingerkuppen eben noch gelegen hatten, ein Kribbeln.

„Nein, ich weiß nicht, mit wem ich rede, aber das ist mir auch völlig gleichgültig!“ erwiderte ich schließlich auf seinen vorherigen Kommentar, weil ich einfach das Gefühl hatte, etwas sagen zu müssen, um ihn zu einer Reaktion zu zwingen, die es erforderlich machen würde, dass er diese schrecklich stechenden Augen von mir wandte. Die Stimme der Vernunft tief in mir warnte mich zwar, dass diese schnippische Antwort nicht gut ankommen würde, doch sie war viel zu tief in mir, so tief, dass meine Unruhe, die aus seinem Blick resultierte, der auf mir lag, sie fast zu ersticken vermochte.

„Du hast scheinbar nicht viel mit Unseresgleichen“ – er spie das Wort geradezu aus und es war ihm deutlich anzusehen, dass es ihm nicht gefiel, dass wir einer Art

angehörten – „zu tun, sonst würdest du mich kennen.“ raunte er und seine Stimme klang dunkel. „Wie ist dein Name, Karottenkopf.“ verlangte er zu wissen und verwirrte mich ein weiteres Mal. Eben schien er eindeutig... angewidert und wütend auf mich zu sein und nun wollte er meinen Namen wissen?

Unwillig kniff ich die Augen zusammen und schüttelte stumm den Kopf. Nein, dazu würde ich jetzt wirklich nichts sagen! Eine Bemerkung allerdings konnte ich mir nicht verkneifen. „Karottenkopf heiß ich jedenfalls nicht und im Übrigen ist das eine sehr dumme Bezeichnung für mich, denn wenn ich ein Karottenkopf wäre, hätte ich grüne Haare!“ motzte ich ihn an und konnte mir aufgrund meiner Spitzfindigkeit ein triumphierendes Lächeln nicht verkneifen.

Einen winzigen Augenblick lang war er es nun, der irritiert war. „Gut, dann nenne ich dich eben liebevoll explodiertes Karottenmus.“ entgegnete er dann gar nicht so liebevoll, bevor er kurz lachte. Keine Ahnung, ob er über seinen eigenen Witz lachte oder über meinen Kommentar, aber diesmal war es ein echtes Lachen, dass seine Augen erreichte und seine weißen Zähne aufblitzen ließ. Dabei war seine Stimme höher, als wenn er sprach und irgendwie war es einfach faszinierend. Würde er das öfter tun, könnte er eine sehr gewinnende Persönlichkeit sein...

Leider nur hielt die Heiterkeit nicht lange an. Der Blick der grünen Augen wurde wieder ernst. „Name.“ verlangte er ohne große Umschweife erneut und klang ungeheuer autoritär, sodass ich mich fragte, ob ich es mir gerade wohl eingebildet hatte, dass er so locker gewesen war.

„Ähhh... Kural Cillris Kiachon.“ stotterte ich, mich geschlagen gebend, weil mich der rasante Umschwung seiner Laune aus der Bahn warf. Er seufzte gespielt auf und legte sich mit einer theatralischen Geste den Zeigefinger an die Schläfe, als fände er meinen Namen tatsächlich schlimm. Trotzig schob ich die Unterlippe vor, doch unter seinem Blick konnte ich nicht anders, als mit den Schneidezähnen nervös auf ihr herumzubeißen und ihm dann doch kleinlaut meinen wahren Namen zu sagen – Francois Sassenage. Es war einige Jahrzehnte her, dass ich so genannt worden war. Vergangenheit. Die ruhte. Die ruhen sollte.

„Gut, meine liebe Karottenmusexplosion, ich erwarte dich innerhalb diesen Monats bei mir.“ teilte er mir ungerührt mit und nannte mir eine Adresse – eine, die sogar ich kannte. Jeder Vampir in New York kannte diese Anschrift – der Sitz der Oberhäupter Unseresgleichen.

Stumm wie ein Fisch und mit einem ebensolchen Maul, denn der Mund stand mir stupide offen, starrte ich ihn wort- und regungslos an. Allerdings war auch keine Reaktion meinerseits nötig, denn er hatte mir längst den Rücken zugewandt. Ich war nicht ganz sicher, wie lange ich einer Salzsäule gleich herumstand, doch als mein Hirn sich langsam den Tatsachen stellte, war die Krähe schon davongeflogen.

Wie in Trance begab ich mich zu einer Apotheke. ‚Eagle Drug Store‘ prangte ein rot-leuchtender Schriftzug an der Fassade des Ladens. Das ‚Store‘ schien kaputt zu sein

und flackerte. Rot traf rot. In kurzen Abständen wechselte sich das Neonlicht mit dem silbernen Licht des Neumonds ab, ließ mein Haar abwechselnd blutfarben oder hell schimmern.

Immer noch wirkte all das unreal. Doch das war es nicht. Ich war tatsächlich einem der Vampir-Oberhäupter begegnet und nicht nur das, nein. Zu allem Überfluss hatte ich dieses hohe Tier beleidigt. Nun war ich... vorgeladen. Wer wusste, was deshalb auf mich zukommen würde? Ich jedenfalls nicht. Der Aufforderung, mich zu melden, würde ich jedoch nachkommen. Es hätte keinen Sinn, es hinauszuzögern, denn die Krähe kannte meinen Namen. Alle Vampire der Stadt würden mich suchen, sollte ich mich um das Treffen drücken wollen.

Eine Weile war ich aufgekratzt und benommen vor Angst vor den Repressalien, die ich wohl für mein ungehörliches Verhalten zu befürchten hatte, in der Gasse umhergegangen, ohne ein wirkliches Ziel vor Augen zu haben. Erst, als meine Umhängetasche ein Eigenleben entwickelte und sich von selbst bewegte, kam ich zu klarerem Verstand, auch wenn ich mein Gepäck zuerst einmal war lauter Schreck auf den Boden warf, bloß weg von mir. Meine Nerven waren so strapaziert gewesen, dass ich einfach nicht auf den logischen Gedanken gekommen war, dass die Tasche nicht plötzlich zu leben anfing, sondern dass sie sich nur bewegt hatte, weil der Vibrationsalarm meines Handys eingeschaltet war und mir offensichtlich jemand eine Nachricht geschickt hatte.

Tief ein- und ausatmend hob ich die Tasche wieder auf und klopfte sie übereifrig sauber, solange, bis meine Nerven allmählich aufhörten zu flattern wie Kolibriflügel. Der aktuelle Zustand war vielleicht Schmetterlingsflügel, wenigstens was... Ein bisschen beruhigter zog ich mein Handy hervor und las die Nachricht.

„Da du eh zu spät bist: Kauf mir Paracetamol.“ stand in dunkelgrauen Buchstaben auf dem blassgrünen Grund meines Uralt-Mobiltelefons. Ich brauchte gar nicht zu raten, wer mir so kurze und prägnante Mitteilungen schickte. Ich drückte die Nachricht weg und sah nach der Uhrzeit. 23:47 stand da in derselben dunkelgrauen Farbe auf demselben blassgrünen Untergrund. Wie gut, dass ich Agent Smith schon Bescheid gegeben hatte, dass ich zu spät kommen würde. Ein kurzes, leicht verrücktes Lachen entsprang meiner Kehle. Was für ein unbedeutendes Problem gegenüber dem, was ich mir heute selbst aufgehalst hatte.

Allerdings musste es ja irgendwie weitergehen und ich versuchte, die ganze Sache zumindest für den Moment zu verdrängen und stand nun vor dieser kaputten Adler-Apotheke. Ich betrat den viel zu warmen Verkaufsraum – Warum waren Drug Stores eigentlich immer total überheizt? – und erwarb von einer eher grantigen Frau mit graumeliertem Haar das Paracetamol. Ich wünschte ihr noch einen schönen Abend und wurde mit einem unfreundlichen Brummen belohnt. Tja, es wäre sicher um einiges besser gewesen, hätte ich die freundliche Phase gegenüber der Krähe gehabt, dachte ich bitter.

Als ich endlich beim Camouflage ankam, war es halb eins. Vorsichtig schlich ich durch

den Bediensteteneingang und hielt aufmerksam Ausschau nach dem rotbraunen Pagenkopf, dem ich jetzt auf keinen Fall begegnen wollte. Mrs. Smith. Natürlich hieß sie nicht wirklich so, genau wie ihr Mann auch nicht Smith hieß. Doch den Anzugträger könnte ich erfahrungsgemäß abwimmeln, sollte er mir begegnen. Seiner Frau Monica aber war nicht leicht beizukommen, wenn sie sich einmal auf ein Thema eingeschossen hatte und sollte sie mich sehen, würden Fragen auf mich niederprasseln, die ich gerade so gar nicht beantworten wollte.

Heilfroh, der Frau des Managers nicht über den Weg gelaufen zu sein, war ich hinter den Tresen gehuscht und tippte sachte mit dem Zeigefinger auf die ausgeprägten Schulterblätter der größeren Person vor mir.

Damian ließ vor Schreck beinahe das Glas fallen, das er eben abtrocknete. „Mein Gott, du bist noch mal mein Tod!“ rief der junge Barkeeper und verschränkte die Arme säuerlich vor seiner dezent muskulösen Brust, nachdem er das Glas abgestellt hatte.

„Was für wundervolle Begrüßungsworte an deinen Dealer!“ knurrte ich ihn ungehalten an, nahm die Tablettenpackung aus meiner Umhängetasche und fuchtelte ihm mit dem Paracetamol vor den grünen Augen herum. „Gib her.“ forderte er ebenso unwirsch, doch ich zog die Packung schnell aus seiner Reichweite zurück.

Die kurzen, braunen Haare standen dem 23-Jährigen wirr vom Kopf ab. Ich wusste, was das bedeutete.

„Komm schon, ich brauch das Zeug.“ bat er, freundlicher und einschmeichelnder.
„Wie viel hast du heute schon getrunken?“ fragte ich ihn unnachgiebig.
„Kia...“ grollte er und seine Augen wurden dunkler.
„Nichts, Kia!“ blaffte ich unbarmherzig zurück.

Seufzend fuhr er sich mit der linken Hand durchs Haar und verstrubelte es damit nur noch mehr. „Nur einen...“
Weiter kam er nicht. „Einen- ...?“ unterbrach ich ihn ungläubig.

„Scheiße, Mann! Gut, es waren vier Gläser Wodka.“ gab er ungehalten zu. „Zufrieden? Ja? Dann her mit dem Zeug.“ murrte er und versuchte, mir das Paracetamol aus der Hand zu reißen. Ich war gut doppelt so schnell wie ein normaler Mensch, darum war dies ein hoffnungsloses Unterfangen seinerseits.

„Kia!“ Damians Stimme klang auf einmal ganz jämmerlich und sein Blick war wehleidig und flehend geworden. „Bitte.“

„Du bist dein eigener Tod, das ist dir schon klar, oder?“ flüsterte ich leise. Von wegen, ich wäre es. Gut, diesmal hatte ich ihm das Scheißzeug besorgt, aber mir war klar, dass hätte ich es nicht getan, er sich selbst den Mist besorgt hätte – und dann vielleicht sogar noch schlimmeren Dreck als dieses Schmerzmittel. Immerhin hatte ich so noch einen minimalen Einfluss darauf, dass er einigermaßen klar blieb...

Er reagierte nicht auf mein Gesagtes. Es war sowieso nur eine rhetorische Frage gewesen. Er griff erneut nach der Packung und ich entwand sie diesmal nicht seinem

Zugriff. Ohne zu zögern öffnete er sie, als er sie endlich in Händen hielt und nahm gleich zwei Tabletten auf einmal.

„Ich gehe.“ sagte ich leise, aber entschlossen und drehte mich nicht mehr zu ihm um, obwohl ich deutlich seinen überraschten Blick in meinem Rücken spüren konnte.

Kapitel 3: Knabberküsse und Karottenmusexplosionen

Als ich nach den letzten Sonnenstrahlen – die freilich keinen Weg durch die Jalousien, aber sehr wohl durch die nicht geschlossenen Gardienen hätten finden können – aufgestanden war, stolperte ich über meine Umhängetasche.

Fluchend trat ich sie zur Seite. Nach den Ereignissen der gestrigen Nacht hatte ich sie einfach achtlos neben dem großen Rundbett fallen gelassen und jetzt natürlich nicht mehr daran gedacht, dass ich mir damit einen grandiosen Stolperstein gelegt hatte.

Seufzend fuhr ich mir durch das struppige Haar und fixierte etwas ungläubig den dunkelroten Stoff an den Seiten der mannshohen Fenster, die dicht vor dem Fußboden begannen und fast bis zur Decke reichten. Ziemlich große Fenster für jemanden, der ein klitzekleines Bisschen lichtempfindlich war, aber ich liebte die Aussicht in der Nacht, die ich durch das Glas werfen konnte. Dass ich aber vor ein paar Stunden so durcheinander gewesen war, dass ich es versäumt hatte, nach dem Herunterlassen der Rollläden noch die Gardienen zu schließen, ließ mich nun kopfschüttelnd vor dem Fenster stehen.

Es war mir einfach zu viel geworden. Die Krähe – ich versuchte, den Gedanken an diesen Mann zügig wieder zu vertreiben – und dann noch Dami... Ein weiteres Seufzen entfuhr mir. Zwei Jahre kannte ich ihn jetzt schon. Wie ich war er kein großer Redner. Eigentlich sehr seltsam, dass er mit dieser Mundfaulheit Barkeeper geworden war. Vielleicht hatte er das nur des Alkohols wegen getan? Ich verstand ihn nicht wirklich. Zwei Jahre war für menschliche Begriffe schon eine etwas längere Zeit, doch wenn ich bedachte, wie wenig ich trotzdem über ihn wusste...

Larry ließ ein Fiepen vernehmen. Schuldbewusste tapste ich mit bloßen Füßen über den dunkelblauen Teppich zu seinem Käfig. Als ich nach Hause gekommen war, hatte ich mich zuerst zu ihm gesetzt und ihm alles erzählt. Er hätte ohnehin gefragt, denn seine schwarzen Knopfaugen hatten mich neugierig angesehen, weil er gewusst hatte, dass ich nie so früh zurückgekommen wäre, wenn nicht etwas Gravierendes passiert wäre. Also hatte ich ihm mein Herz ausgeschüttet.

Ich denke nicht, dass Damian jemanden hatte, der ihm zuhörte. Klar, er sprach ja auch nicht viel, aber manchmal musste das doch ziemlich belastend sein... Würde ich mich, wenn ich ein Mensch wäre und Larry nicht hätte, ebenfalls unter einen Mix aus Tabletten und Alkohol stellen? Nein, würde ich nicht, war ich mir relativ sicher. Trotzdem keimte in mir schlechtes Gewissen auf. Ich hätte besser nicht gehen dürfen...

„Tut mir leid, Larry. Ich weiß, ich hab mich unmöglich benommen.“ murmelte ich niedergeschlagen und holte den Nager aus seiner Behausung. Seufzend legte ich mich alle Viere von mir streckend auf den Boden. Toll, jammern und stöhnen, das könnten meine neuen, genialen Hobbies werden.

Ich setzte mir Larry auf die unbedeckte Brust. Er sah aus wie ein Schneeball, nur das er

nicht schmolz und sich eigenständig bewegte – gerade eben auf meinen Kopf zu, soweit, bis er mit seinen kleinen Zähnchen an meiner Lippe kauen konnte. Ich lachte kurz. Larry war echt süß, jetzt versuchte er wohl schon, mir ein Aufbau-Bussi zu geben. Ich kraulte ihn im Nacken, weil ich wusste, dass er das besonders mochte und tatsächlich fiepte er zufrieden und seine Augenlider senkten sich genüsslich.

Immer noch auf dem harten Untergrund liegend, tastete ich nach meiner Tasche, die ich eben noch weggetreten hatte. Ich kam nicht an sie heran. Natürlich nicht, hätte schließlich nicht zu meinem neuen ‚Lamentieren&Co.‘-Stil gepasst. Ich hatte keine Affenarme und in Momenten wie diesen, wo man sich nicht groß bewegen, aber dennoch an etwas herankommen wollte, war das echt lästig. Ich unternahm noch einen finalen Versuch, dehnte meinen Arm so weit wie möglich aus – und bekam zu meiner eigenen Überraschung den Tragegurt zu fassen.

Irgendwie breitete sich deswegen ein großes, leicht dämmliches Grinsen von einem Ohr zum anderen auf meinem Gesicht aus. Gut, ich hatte keine Affenarme, aber eine Banane hätte ich jetzt quer fressen können. „He, Larry, hast du das gesehen?“ fragte ich mit so stolzer Stimme, als wenn ich gerade superman-like einen Oberbösewicht ausgeschaltet hätte.

Selbstverständlich hatte der Nager das gesehen, er war nämlich klug und gescheit. „Ich glaub, das liegt an deinem Kuss!“ teilte ich ihm meine Überzeugung mit und er stellte sich auf die Hinterbeine, den Kopf schieflegend und mich abwägend betrachtend. „Okay okay, du hast Recht, es *war* wegen deinem Kuss!“ sagte ich eilig und räumte damit sämtliche Zweifel aus, wem ich dieses unfassbare Glück zu verdanken hatte.

Ich hob Larry hoch, stand auf und setzte ihn in eins der weichen Sofakissen. Normalerweise erlaubte ich ihm das nicht, aber heute hatte er sich das redlich verdient. Ich stellte den Plasmafernseher an, zappte kurz durch das Programm. ‚(Liebes-)Tränen unter dem Sternenzelt‘ lief gerade. Scheinbar kam mein Glück zurück, denn das war Larrys Lieblings-Soap Opera. Ich persönlich verfolgte die Geschichte der unscheinbaren, jungen Astrologin, die sich ausgerechnet in den Wirtschaftsbonzen verliebte, dessen Firma ihr Teleskop abreißen wollte und der zu allem Überfluss auch noch mit einer schrecklichen Comtesse verlobt war, auch sehr gerne, aber Larry war regelrecht verrückt nach der Serie. Ich würde ja mitsehen, nur heute nicht, jetzt nicht... Fragend eine Augenbraue hebend sah ich das Nagetier abwartend an, bis mir dessen leises Pfeifen die Erlaubnis gab, mich zu entfernen.

Larry war momentan sowieso beschäftigt, also konnte ich mich dem widmen, weswegen ich mir vorhin meine Tasche geangelt hatte. Bei dem Wort Angeln dachte ich unwillkürlich an Agent Smith. Merkwürdig, wie jemand wie er im Club so souverän und interessant wirken konnte, aber in seiner Freizeit gerne angeln ging. Leider erinnerte mich das daran, dass ich ihn anrufen würde müssen, aber das würde ich erst tun, wenn ich mir eine gute Ausrede hatte einfallen lassen.

Ich kramte mein Mobiltelefon aus der Tasche, glücklich darüber, dass es alt und robust war, sonst hätte es mir die Tritte von vorhin noch übel genommen, auch wenn die nicht ihm gegolten hatten.

Das Briefsymbol in der rechten oberen Ecke blinkte. Wer hätte das gedacht, ich hatte Nachrichten. Ich rief den SMS-Speicher ab. 3/3 zeigte mir das Display an und verkündete drei ungelesene Mitteilungen.

Die erste war von Monica und war 2:14 Uhr bei mir eingegangen. „Einen wunderschönen guten Abend, mein Kia-Häschen.“ lautete der Anfang und mir wurde bange. Wenn sie schnulzig anfang, dann war sie sauer. „Wo treibst du dich denn rum? Du hast nicht zufällig vergessen, dass Donnerstag ist?“ Naja, genau genommen war ja schon Freitag gewesen, als sie diese Nachricht geschickt hatte. „Melde dich, wenn du nicht willst, dass ich dir die Ohren wirklich hasenlang ziehe! Peng!“ Jetzt musste ich doch lachen. Seit sie wusste, dass wir sie Mrs. Smith getauft hatten, beendete sie jede ihrer Mitteilungen mit diesem ‚Peng!‘ und dass sie den Humor nicht verloren und dies geschrieben hatte, war ein gutes Zeichen dafür, dass sie mir verzeihen würde, dass ich mich rar gemacht hatte. Und wenn seine liebe Frau das tat, dann würde auch der gute Agent Smith meine Entschuldigung annehmen, denn er fraß ihr wahrhaft aus der Hand.

Die nächste SMS war von Damian. Punkt fünf Uhr in der Früh verschickt, direkt nach dem Zapfenstreich. Hatte er etwa damit gerechnet, dass Kia innerhalb ihrer offiziellen Schicht doch wiederkommen würde? Diese Annahme war dann jedenfalls nicht erfüllt worden, was den anderen scheinbar dazu gebracht hatte, mir zu schreiben. „Was ist los mit dir?“ las ich. Ah ja, der Herr hatte tatsächlich eine bemerkenswerte Ausdrucksweise.

Die dritte Nachricht stammte auch von ihm, war aber ausführlicher. „Kia, was war denn los? Geht es dir nicht gut? War ich echt so ein Arsch? Schreib mir bitte.“ Es bedurfte mir schon einiger Zurückhaltung, nicht einfach ein ‚Ja‘ zurückzuschreiben. Zwei der Fragen wären dann immerhin beantwortet. Ja, es ging mir nicht gut. Und ja, Damian war ein blöder Arsch!

Stattdessen fiel meine Antwort ein wenig länger und milder aus. „He Dami. Wir reden später im Club, ok?“ tippte ich in das Handy ein und schickte die SMS ab. Eigentlich hatte ich frei, aber ich könnte ja mal tun, als wäre heute Donnerstag...

Sofort kam eine Reaktion. „In Ordnung.“ Wow, zwei ganze Worte! Nicht die zwei Standard-Buchstaben: ‚Ok‘. Da hatte jemand aber ein schlechtes Gewissen. Nicht schlecht, dann brauchte ich mich nicht mehr damit herumquälen. Das überließ ich Damian gerne. Schon, dass dieser das ‚Dami‘ hingenommen hatte – er hasste diesen Spitznamen – zeigte an, dass er reuig war, sogar so sehr, dass er auch nichts dagegen eingewandt hatte, zu reden.

Eventuell war es richtig gewesen, den anderen mit seiner Sucht konfrontiert und dann zum Nachdenken allein gelassen zu haben. Mal sehen, wie lange diese Mini-Bekehrung anhalten würde...

Die düstere Vermutung abschüttelnd, dass es sich dabei nur um Stunden handeln konnte, begab ich mich unter die Dusche. Ich wagte es nicht, in den Spiegel zu schauen, bis ich nicht fertig war, denn die Nacht zuvor hatte ich einen riesigen Schreck

erlitten, als ich nach dem Heimkommen in den Spiegel gesehen hatte. Und erst zu diesem Zeitpunkt hatte ich verstanden, wie die Krähe auf ‚Karottenmusexplosion‘ gekommen war und gelacht hatte.

Meine Haare hatten Damians Konkurrenz gemacht. Wirr hatten sie nach allen Seiten abgestanden und diesen Anblick mit explodiertem Karottenmus zu bezeichnen, lag plötzlich gar nicht mehr so fern. Aber wessen Schuld war das wohl? Dieser dämliche Kerl hätte mir eben nicht an den Haaren zerren und in ihnen rumfuchteln sollen!

Dass ich beim Betrachten meiner nunmehr nass und dunkel an meiner Haut klebenden Mähne wieder an ihn dachte, passte mir gar nicht. Ich kam trotzdem nicht umhin, dass mir diese grünen Augen im Kopf herum spukten. Sie waren lebendiger als die ebenfalls grünen Pupillen Damians, auch wenn die seinen von der Farbe her nicht ganz so dunkel waren. Merkwürdig, dass ein untoter Vampir diesen Eindruck einem Mensch gegenüber machte.

Bekümmert lehnte ich meine Stirn an den kalten Spiegel. Ich wollte nicht an die Krähe und die Probleme denken, die ich wegen ihr bekommen würden, genauso wenig, wie ich an Dami und sein ganzes seltsames Verhalten denken wollte.

Die kühle Oberfläche schien immerhin meine Gedanken zu betäuben, meine Nerven allerdings hatten wieder im Kolibriflügel-Modus zu flattern angefangen. Ich setze alles daran, mich abzulenken. Wenn ich beschäftigt war, würde ich nicht an die beiden denken und wenn ich nicht an sie denken würde, würde ich mich beruhigen. Ganz einfach.

Dementsprechend von erwachendem Tatendrang erfüllt, tupfte ich meine Haut mit einem der weichen, weißen Handtücher ab, zog schnell eine blassblaue Jeans und ein schwarzes Shirt an und trocknete mir die Haare. Bezüglich der Kleider- und Schmuckwahl war ich nicht weiter mäklig, ich wollte nur schnell nach draußen.

Ich hatte beschlossen, Larry etwas Frisches zu essen zu gönnen, weil er so lieb zu mir gewesen war. Ein bisschen misstrauisch war ich ja schon, als ich während des Haare Bürstens beim Blick in den Spiegel feststellte, dass ich immer noch den Ohrring trug, den ich vorgestern angelegt hatte, aber das war mir dann doch egal. Der kleine Silberstecker mit dem tiefblauen Saphir sah nicht schlecht aus, da ging es schon mal, dass er länger mein Ohrläppchen zierte. Nur darauf, dass meine roten Strähnen nicht auf Karottenmusexplosion machten, achtete ich beharrlich.

Auf dem Rückweg von dem kleinen, in der Nähe meiner Loftwohnung gelegenen Convenience Store, in dem ich Paprika, Äpfel und Karottensaft gekauft hatte, wobei ich mich bei dem Möhrengetränk sofort an dunkelgrüne Augen erinnert fühlte, war ich David begegnet. Er hatte dunkelblondes Haar und hellblaue Augen, was mich zufriedenstellte, denn auf ein weiteres grünes Paar hatte ich keine Lust – auf das, was David von mir wollte, allerdings auch nicht. Ich hatte ihn nur mitgenommen, weil es für mich ebenfalls an der Zeit war, wieder was Frisches zu essen.

Während er sich schon an dem Gürtel meiner Hose zu schaffen machte, schloss ich die Haustür auf und drückte ihn energisch von mir weg, was ihm gar nicht zu gefallen schien. Das war mir jedoch gleichgültig, denn ich wollte leise in dritte Etage, in der meine Zimmer lagen, gelangen, ohne, dass die anderen Mieter in der ehemaligen Spinnereifabrik gewahr wurden, dass ich Besuch hatte. Und vor allem wollte ich nach Hause kommen, ohne von David auf dem Weg nach oben totgeknutscht worden zu sein.

Ich wollte ihn ganz sicher nicht küssen, er sollte mich gar nicht berühren. Ich wollte doch nur meinen Hunger und nicht die Libido eines Wildfremden stillen. Wenn ich mir das nächste Mal jemanden aussuchte, würde ich extra aufpassen, dass ich mir nicht erneut einen dermaßen aufdringlichen Snack herauspickte. Doch als er mich mit einem spitzbübischen Lächeln angesprochen hatte, war ich nicht in der Lage gewesen, zu widerstehen, denn es kam nun mal nicht alle Tage vor, dass sich die Nahrung selbst auf einem Silbertablett servierte und so leicht zu haben war.

Endlich in die eigenen vier Wände eingetreten, hatte sich mein Futter postwendend an meinen Ohrläppchen festgebissen. Jetzt würde ich definitiv die Ohrringe wechseln, bevor ich ins Camouflage gehen würde. Ich bemühte mich, mehr Abstand zwischen uns zu bringen, denn sein Schenkel zwischen meinen Beinen behagte mir ebenso wenig, wie das Gekau an meinem Ohr.

Er zischte äußerst unwillig, ließ dann aber doch ein bisschen von mir ab, mich mit einem verächtlichen Blick ansehend, sagte aber nichts. Klar, ich hatte ihn mal eben so mit zu mir genommen, da war sein Urteil über mich bestimmt nicht das Beste. Im günstigsten Falle hielt er mich für einen Typen mit Notstand – dass ich nun blockte, passte daher natürlich so gar nicht.

Also schenkte ich ihm ein versöhnliches und hoffentlich auch verführerisches Lächeln und beugte mich zu seinem Hals, fuhr mit den Zähnen über die Haut, unter der seine Lebensadern pulsierten. Meine Handlung schien ihm zu gefallen, obgleich er sie gewiss anders deutete. Möglicherweise dachte er, ich wolle die Zügel in die Hand nehmen. Dass ich mich nur aufs Essen einstimmte, nahm er sicher nicht an.

Ich schmiegte den Kopf kurz an seinen Hals, schloss die Augen, sog den Duft seiner Haut ein, lauschte dem Rauschen seines Blutes in Adern und Venen, spürte, wie sich meine Fänge bildeten. Genüsslich seufzend fuhr ich mit der Zunge über sie, bevor ich sie mit sanftem Druck in Davids Hals versenkte.

Er war nur kurz zusammengezuckt, fing sich allerdings schnell wieder und war offensichtlich von meiner Bissigkeit begeistert. Nun ja, das würde sich später legen, wenn er ein paar hundert Milliliter Blut verloren hatte und erwartungsgemäß ermattete der Mann gemächlich.

Auch wenn ich den Geschmack des Blutes und die Wärme mochte, die es in sich trug, so war ich doch diszipliniert genug, mich rechtzeitig loszureißen. Am Anfang hatte ich das nicht immer geschafft und ein paar Jahrzehnte lang verfolgte mich mein schlechtes Gewissen und die Tatsache lastete schwer auf mir, dass mein Durst Menschenleben gekostet hatte. Erst, als ich mir diesbezüglich ausreichend

Beherrschung antrainiert hatte, konnte ich mein neues Wesen akzeptieren. Was nicht hieß, dass ich vergessen hatte, dass Menschen wegen mir gestorben waren und sollte es tatsächlich eine Hölle geben, dann würde ich nach meinem Ende sicher in ihr landen.

David stöhnte erschöpft und ich sah ihm amüsiert in die Augen. Dafür, dass er eben noch so voller Elan gewesen war, hing er nun erstaunlich zusammengefallen in meinem Armen. „Du wirst jetzt nach Hause gehen, den Weg hierher vergessen und dich schlafen legen. Morgen wirst du spät aufwachen und dich nicht mehr an mich erinnern.“ hauchte ich ihm mit leiser Stimme zu, die braunen Augen in seine gebohrt. Er nickte stumm und ich lächelte. Dass man als Vampir in der Lage war, seine Opfer nach dem Trinken mit Suggestionen zu manipulieren, war durchaus praktisch. Einzig die zwei Male meiner Fänge an seinem Hals würden zurückbleiben...

Kapitel 4: Erkenntnisse und Entscheidungen

Danke an Hijikata-San für die Kommis. <3 Hab dich lieb, Hasi. ,)

Nachdem David fort war, begab ich mich gutgelaunt in die Küche und fing an, das Grünzeug für Larry zu putzen und dann in kleine Stücke zu zerschneiden. Eisengeschmack belegte meine Zunge. Ich rollte sie zusammen und auseinander, ließ sie über meine wieder menschlich gewordenen Zähne gleiten und versuchte, den Geschmack aus ihr herauszusaugen, um noch ein Weilchen länger genießen zu können.

Als ich fertig war, begab ich mich zur Couch, doch Larry war nirgends zu sehen. Mittlerweile war ‚(Liebes-)Tränen unter dem Sternenzelt‘ natürlich vorbei und demzufolge war es kein Wunder, dass der Nager seinen Ehrenplatz auf dem Sofakissen verlassen hatte. Einem Impuls folgend sah ich zuerst bei den Kabeln des Plasmafernsehers nach ihm und hatte Glück, denn dort hockte Larry, allerdings schien er nicht im Sinn gehabt zu haben, sie anzuknabbern.

„Braver Larry. Du bist ein kluges Tier und beißt keine Kabel an.“ lobte ich ihn und brachte ihn zu seinem Käfig. „Wie war die Folge denn?“ erkundigte ich mich bei ihm und stellte ihm die Paprika- und Äpfelstückchen vor die Nase. Leider konnte ich den Pfeifgeräuschen nicht die ganze Handlung entnehmen, aber ich ging davon aus, dass Larry die Ent- und Verwicklungen gefallen hatten, weil er vor Begeisterung gar nicht mehr aufhören konnte zu fiepen. Vielleicht entstammte seine Verzückung aber auch dem Frischfutter, auf das er sich begierig gestürzt hatte.

Es brach mir fast das Herz, seine naive Freude trüben zu müssen. „Du, Larry?“ Kurz nur hielt das Nagetier beim Kauen eines Apfelstückchens inne und sah mich mit den schwarzen Knopfaugen an. „Ich muss heute nochmal weg.“ gestand ich meinem Mitbewohner. „Und ja, ich weiß, heute ist Freitag und dass ich da eigentlich immer bei dir bleibe, aber ich muss in den Club und mit den anderen reden.“ fügte ich noch schnell als Erklärung hinzu, bevor sich Larry darüber mokieren konnte. Stattdessen blinzelte er kurz und ich strahlte ihn dankbar an. „Spitze, ich wusste, du würdest das verstehen.“ meinte ich glücklich und begab mich zu meinem Kleiderschrank.

Ich zog Jeans und Shirt aus und suchte mir eine schwarze Hülthuse und ein ebenfalls dunkles Tanktop aus, denn wenn ich ins Camouflage ging, wollte ich nicht mit einem Schlabberlook ankommen. Dann verschwand ich schnell im Bad, entfernte den silbernen Saphirohrstecker. Ich betrachtete ihn ein paar Sekunden nachdenklich, dann warf ich ihn in den kleinen Mülleimer, in dem sonst nur die Wattebäusche landeten, die ich zum Abschminken gebraucht hatte. Es war schade um den Ohrring, aber selbst waschen würde nicht helfen, ich würde immer an den Kerl denken müssen, der ihn vollgesabbert hatte.

Ich entschied mich für einen kleinen, golden Ohrring, den ich stattdessen tragen

würde. Eine Kette legte ich mir diesmal nicht um und auch auf Schminke verzichtete ich. Ich hatte heute einfach den Drang, mich ein bisschen verstecken zu wollen und mein eher schlicht ausgefallenes Outfit spiegelte dieses Bedürfnis wider.

Auf diese Weise war ich ungewollt flott fertig, wie mir ein Blick auf die Uhr verriet. Es war kurz nach zehn und demzufolge wäre ich mindestens zwanzig Minuten zu früh da, denn der Club machte erst gegen elf auf und eine halbe Stunde eher da sein musste ich ja nicht, denn ich arbeitete heute schließlich nicht offiziell. Bei Agent Smith oder seiner Frau würde ich mich nicht mehr melden, da ich sie ohnehin gleich sehen würde.

Ich warf mein Mobiltelefon in die Umhängetasche und zog dunkelbraune Lederstiefel mit flacher Sohle an, dann lief ich nochmal zu Larry, um mich zu verabschieden. Er hatte schon ziemlich viel von dem Grünzeug verputzt und schaute mit dicken Backen zu mir auf. „Iss ruhig weiter, ich wollte dir nur schnell auf Wiedersehen sagen.“ meinte ich lachend und Larry bewegte artig seine Kaumuskeln. Da fiel mir ein, dass ich ja noch etwas für ihn hatte und hastete in die Küche, kramte die Glasflasche aus dem Kühlschrank und goss dem kleinen Nager neben seinem Wassertrog noch einen weiteren Trinkbehälter voll mit dem Karottensaft, den ich ihm gekauft hatte. Bis dahin hatte es auch prima geklappt, dass ich nicht an die Krähe dachte, aber nun waren die verdammten grünen Augen erneut in meinem Kopf.

Vor dem Bediensteteneingang des Camouflage stand Damian. Seine braunen Haare waren glatt und ordentlich frisiert, er trug Turnschuhe, Jeans und einen für die Jahreszeit eigentlich zu dicken, hellgrauen Cardigan. Sein Kleidungsstil war immer lässig, zumindest hatte ich ihn kaum in einer anderen Montur gesehen. Ein Bein angewinkelt und den Fuß gegen die Wand gedrückt, das andere ausgestreckt und die Hände in den Hosentaschen, wirkte er fast ein wenig wie ein Fotomodel, dass auf den nächsten Shoot wartete.

„He!“ rief er mir sofort entgegen, als er mich entdeckte hatte und stieß sich von der weißverputzten Mauer weg. Er warf einen Blick auf seine Uhr. „Noch eine Viertelstunde.“ verkündete er mit leicht genervtem Unterton. „Na und, ich arbeite heute doch nicht.“ erwiderte ich trotzig. Da brauchte ich nicht eine halbe Stunde früher da sein, eine Viertelstunde reichte auch. Dass Damian das anders sah und ein Mensch war, der Wert auf Pünktlichkeit legte, war immerhin etwas, das ich über ihn wusste und im Grunde genommen war das nichts schlechtes, denn man konnte sich diesbezüglich auf ihn verlassen. Nur leider kollidierten unsere Vorstellungen von rechtzeitigem Anwesend-Sein manchmal miteinander.

„Wie auch immer... Erste Frage: Was soll ich da drinnen sagen?“ begann Dami eine imaginäre Fragenliste abzuarbeiten und wies Richtung Club. „Ich war gestern den ganzen Abend nicht da.“ entschied ich mich nach kurzem Überlegen und Damian nickte zustimmend. Er schien es ebenfalls für das Beste zu halten, wenn wir mein flüchtiges Zugesehensein verschwiegen, denn sonst würden Agent Smith und seine Frau wissen wollen, warum ich wieder gegangen war. Und die Antworten darauf zu geben, würde weder Dami noch mir passen.

„Gut.“ murmelte er und hackte damit wahrscheinlich einen Punkt seiner Liste ab. Er hob den Blick und sah mich aufmerksam an. „Und was war gestern los?“ fragte er behutsam und hatte scheinbar schon entschieden, dass es nichts mit ihm und seinem Verhalten zu tun hatte, weswegen ich ihn böse anfunkelte, was ihn dazu brachte, entwaffnend die Arme zu heben. „Ich weiß, ich hab mich dämlich benommen, aber das war doch nicht alles?“ bohrte er ruhig weiter nach.

Schnaubend kickte ich ein kleines Steinchen weg. Es machte mich fast ein bisschen wütend, dass Damian mich besser zu kennen schien als ich ihn. Stumm sah er mich an und ich wusste, er würde nichts mehr sagen, bis ich ihm nicht geantwortet hatte. Also überlegte ich, wie ich ihm die ganze Problematik mit der Krähe näherbringen sollte. Wahrscheinlich würde ich die Vampirhierarchie mit dem Abhängigkeitsverhältnis von Chef und Angestellten am geeignetsten erklären können.

„Also... Ich arbeite tagsüber in einem Büro...“ setzte ich an und schaute zu Dami hinüber, der ein ‚Hmm‘ vernehmen ließ. Er glaubte mir das demzufolge und mir fiel auf, dass das nun nicht nur eine kleine Flunkerei war, sondern zugleich eine einleuchtende Erklärung dafür, warum ich am Tag nicht zu erreichen war. Zwei Fliegen mit einer Klappe, dachte ich stolz. Gut, zum tapferen Schneiderlein war es noch ein weiter Weg, aber der Anfang war gemacht.

„So witzig?“ fragte Damian und ich blinzelte ihn verwirrt an. „Du grinst. Wie ein Honigkuchenpferd.“ stellte er mit leicht amüsierten Stimme fest. „Ist die Büroarbeit so witzig?“ präzisierte er seine Frage. „Äh, nein...“ stotterte ich und war etwas aus dem Takt gekommen. „Ich hab mich nur an das Problem erinnert, weil das eigentlich lustig sein könnte, wenn es eben nicht so problematisch wäre.“ haspelte ich drauflos und das war nicht mal gelogen, schließlich hatte die Situation einer gewissen Komik nicht entbehrt.

„Ich, also wir alle, die Mitarbeiter in diesem Büro da, haben einen Chef bekommen.“ fing ich zu erzählen an. Dami drehte mit dem Zeigefinger seiner linken Hand einen Kreis, was mir bedeuten sollte, weiterzureden. „Ich wusste aber nicht, wie er aussieht und als ich zufällig getroffen habe, war ich ein bisschen respektlos zu ihm. Jedenfalls weiß ich jetzt, dass er was zu sagen hat und ich ihm nicht so flapsig hätte kommen dürfen und nun hat er mich zu sich bestellt und ich hab keine Ahnung, was mir passieren wird.“

Eine warme Hand legte sich mit sanftem Druck auf meine Schulter. Ich hatte gegen Ende meines Berichts wohl einigermaßen panisch geklungen, sodass sich Dami veranlasst sah, mich zu beruhigen. Dass dieses Unterfangen nur schwerlich Erfolg haben konnte, war ihm nicht klar, denn ein normaler Bürochef würde mich kaum umbringen. Die Krähe könnte das unter Umständen aber durchaus veranlassen und in diesem Moment, wo ich wirklich daran dachte, mich damit auseinandersetzte, wurde mir schon ziemlich mulmig zumute.

„Keine Angst, Kia. Ist sicher halb so schlimm. Er kann sich doch glücklich schätzen, wenn jemand ihm ehrlich seine Meinung sagt. Du wirst ihn ja nicht grob beleidigt haben, oder?“ meinte Damian besonnen das Erzählte abwägend. „Naja...“ gab ich kleinlaut von mir. Ich hatte ihn eine Krähe geschimpft... „Er mochte meinen Namen

nicht und hat mir einen furchtbaren, anderen gegeben!“ brachte ich eilig zu meiner Verteidigung ein. Dass mich der Artgenosse an den Haaren gezogen hatte, ließ ich lieber außen vor, denn ein normaler Chef würde das eher nicht tun. „Was denn für einen?“ wollte Dami wissen, weil es ihm augenscheinlich angenehmer war, mich zeternd zu sehen, als mich in Form eines zitternden Nervenbündels vor sich zu haben.

„Karottenmusexplosion.“ nuschelte ich eingeschnappt und Damian lächelte. Verdammt, warum hatte man in solchen Momenten nie einen Fotoapparat dabei? Damis sonst so stoische Gesichtszüge durchbrach selten mal eine Regung und noch seltener als überhaupt eine Gefühlsanwandlung war ein Lächeln auf seinem Antlitz zu sehen. „Das ist nicht komisch!“ stellte ich fest, musste aber auch grinsen, weil ich mich viel mehr freute, ein Lächeln meines Gegenübers zu erblicken, als dass ich deswegen wirklich wütend auf ihn sein könnte.

„Ist immer noch besser als mein echter Name.“ gab ich daraufhin zu. Dass ich nicht ernsthaft Kural Cillris Kiachon hieß, war Dami klar, doch meinen richtigen Namen kannte er nicht und ich rechnete ihm hoch an, dass er mich – wie Mrs. Smith es zum Beispiel versucht hatte – nicht danach auszuquetschen versucht hatte.

„Dein Chef kennt deinen Namen aber?“ wollte er wissen und ich war irritiert. Warum sollte das eine Rolle spielen? „Ja. Und?“ meinte ich neugierig und wartete darauf, dass Dami sich erklärte, was dieser noch nicht tat. „Und er weiß, dass du diesen Namen nicht magst?“

„Hmm... Ich denke schon, dass er das weiß...“ vermutete ich leise, denn ich hatte der Krähe ja recht zerknirscht den Namen genannt. „Dein Chef wird dir nicht den Kopf abreißen. Mach dir keine Gedanken.“ verkündete Damian. „Er scheint schließlich ziemlich rücksichtsvoll zu sein, wenn er dich mit Karottenmusexplosion statt mit dem verhassten Namen anredet.“ begründete er seine Ansicht überzeugt.

Irgendwie verunsichert und geistesabwesend hatte ich mich an der Seite des anderen ins Camouflage begeben und während Damian seiner Arbeit nachging und hinter der Theke verschwand, lief ich zielstrebig zu einem der Hinterzimmer. Agent Smith stand im schwarzen Anzug vor der gluckernden Kaffeemaschine. Seine Frau stand neben ihm und schob ihn gerade einen kleinen Keks in den Mund, während ihre rosalackierten Fingernägel sich in seine kurzen schwarzen Haare geschoben hatten.

War ich eben noch verdattert von Damians Meinung, dass die Krähe rücksichtsvoll zu mir gewesen wäre, so war ich nach diesem Anblick wieder völlig klar. Ich räusperte mich vernehmlich. „Flittereien am Arbeitsplatz, das geht aber nicht.“ betonte ich streng und grinste. Monica lachte und ihr Mann kaute verlegen auf dem Keks in seinem Mund herum. Die beiden waren echt ein niedliches Paar.

„Kialein!“ flötete mir Mrs. Smith fröhlich entgegen, ließ von ihrem Mann ab und drückte mich kurz, aber fest an sich. Dem Impuls, mir auch noch durch die Haare zu wuscheln, gab sie glücklicherweise nicht nach, weil sie selbst sehr gut nachvollziehen konnte, wie grausam es war, wenn einem die Frisur ruiniert wurde.

Ihre eigene war nämlich ihre Achillesferse. Des Öfteren beklagte sie sich über ihre grässliche Naturhaarfarbe, was ich sogar verstehen konnte, denn ihr Straßenköterblond empfand ich auch nicht als sonderlich ästhetisch. Darum färbte sie ihren Pagenkopf andauernd – aktuell war rotbraun angesagt. Das blassgrüne Sommerkleidchen, die braunen Stilettos und der grüne Lidschatten passten für meinen Geschmack ganz gut dazu. Ihr Mann mit Krawatte und verdunkelter Sonnenbrille sah dagegen eher zugeknöpft aus, wie ein personifizierter Arbeitstag. Monica war ein Sommertag am Meer.

„Wo warst du denn gestern? Wir haben uns schon Sorgen gemacht, stimmt’s Gabriel?“ wandte sie sich gleichzeitig an mich und ihren Mann. „Ich red nur mit dem Chef.“ sagte ich frech und sie lachte. Ich wusste, dass sie sich ernsthaft wegen mir Gedanken gemacht hatten und um die Stimmung aufzulockern und ihre Sorgen zu vertreiben, zeigte ich ihnen, dass es mir immerhin gut genug ging, um schnippisch zu sein.

Agent Smith nahm die Brille ab und schenkte mir einen erleichterten Blick aus seinen hellblauen Augen. „Du weißt, dass du immer zu uns kommen kannst, wenn du Probleme hast.“ sprach er bedächtig aus und seine Frau nickte heftig. Sie meinten es aufrichtig. Keine Ahnung, was ich getan hatte, um ihre Aufmerksamkeit zu verdienen, vielleicht war es auch der Umstand, dass sie selbst keine Kinder haben konnten, aber mir gegenüber schienen sie elterliche Gefühle en masse zu hegen. Und ehrlich, ich konnte mich deswegen nicht beschweren. Ich mochte sie und ihre Fürsorge war angenehm, obwohl ich versuchte, mir das nicht einzugestehen, schließlich wusste ich genau, dass ich sie verlieren würde, in ein paar Jahrzehnten, wenn die beiden sterben und ich weiterleben würde.

And I know I can lose it. Part of life you can't choose it, geisterte mir der Text eines alten a-ha-Songs im Kopf herum. Kein Wunder, dass die meisten Vampire nicht sehr alt wurden. Die meisten hielten es nicht lange aus, alle ihnen wichtigen Leute sterben zu sehen.

Ich seufzte und Gabriels Blick auf mir wurde sofort wieder bedrückter. „Ist wirklich alles okay?“ fragte er alarmiert. „Naja, ich hab Damian vorhin schon erzählt, dass ich in meinem Tagesjob einen neuen Chef habe, mit dem ich nicht klar komme...“ meinte ich ausweichend und bevor Agent Smith auf diese Aussage reagieren konnte, hatte Monica schon das Wort ergriffen.

Gespielt empört stemmte sie sich die Hände in die Hüften und gab ein beleidigtes ‚Püh!‘ von sich. „Du hast einen anderen Job? Davon wusste ich gar nichts. Merkst du Schatz, unser Kleiner wird flügge und will sich abkapseln!“ beschwerte sie sich theatralisch. „Erst seit kurzem.“ warf ich eilig ein, denn obgleich sie ein wenig dramatisierte, war sie vermutlich tatsächlich enttäuscht, dass sie nichts von meiner angeblichen Arbeit wusste. „Wäre ja auch noch schöner.“ tadelte sie mich mit erhobenem Zeigefinger, aber einem Lächeln auf den Lippen.

„Und das ist der Grund, warum du gestern nicht hier warst?“ hackte Gabriel nach und ich nickte. Leider war Agent Smith immer sehr aufmerksam. Monica auch, aber ihr Interesse war sprunghaft, sie konnte schnell vom Thema abschweifen. Damian hörte

einem nur ruhig zu, wenn er nicht gerade getrunken hatte. „Ja, ich war einfach zu geschafft.“ bestätigte ich seine Vermutung. Stimmte gewissermaßen auch. Mit der Antwort scheinbar zufrieden nickte er.

„Am besten, du sprichst dich so bald wie möglich mit ihm aus. Es ist dem Arbeitsklima sonst nämlich bestimmt nicht sehr förderlich.“ legte er mir nahe und ich stimmte ihm da artig zu. Ich hatte ebenfalls vor, die Sache schnell hinter mich zu bringen. „Soll ich gleich gehen?“ Eigentlich hatte ich vorgehabt, hier zu bleiben und heute zu arbeiten, um mein gestriges Fehlen wettzumachen, doch der Gedanke, die Unklarheiten noch diese Nacht auszuräumen war sehr verlockend – und andererseits doch nicht. Ein Teil von mir wollte die Sache beenden, der andere wollte sich verstecken und das Problem verdrängen. Die Entscheidung von Gabriels Meinung abhängig zu machen, nahm mir die Qual der Wahl ab.

Stattdessen hatte ich Agent Smith jedoch nur verwirrt. „Du willst jetzt mit deinem Chef reden?“ fragte er mich mit hochgezogener Braue. „Äh, ja... Er ist ein echtes Arbeitstier und bestimmt noch ihm Büro.“ druckste ich herum. Dass es nicht gerade üblich war, nach elf Uhr noch zu arbeiten, hatte ich gar nicht in Erwägung gezogen. „In dem Fall kannst du dein Glück ruhig versuchen.“ meinte Gabriel schließlich, obgleich ihm das Ganze doch ein bisschen seltsam vorzukommen schien.

„Gut, dann gehe ich jetzt mal...“ sagte ich verhalten und wischte die Hände an meiner Hose ab, die plötzlich schweißnass geworden waren. „He, der Kaffee ist bestimmt schon kalt! Was für eine Katastrophe.“ rief Monica und zwinkerte mir aufmunternd zu.

Kapitel 5: Von lebenden Handtüchern

Mrs. Smiths Kaffeemanöver konnte mich nur kurz ablenken. Auf dem Weg zur Villa – ich nahm zumindest an, dass sich an der mir genannten Adresse ein pompöses Anwesen befand – flatterten meine Nerven wieder mal wie Kolibriflügel. Langsam müsste ich mich daran gewöhnt haben, dass ich dermaßen durch den Wind war, aber da ich bis dato noch nie den Unmut eines Oberen auf mich gezogen hatte, konnte ich die Situation nicht objektiv einschätzen. Und Dinge, die wir nicht begreifen können, machen uns zwangsweise wuschig – jedenfalls war das bei mir so.

Ich zweifelte mit jedem weiteren Schritt an meiner Entscheidung, zu Fuß zu gehen. Ungefähr eine Stunde lief ich schon durch die nächtlichen Straßen. Es hatte zu regnen angefangen und auf dem nassen Trottoir spiegelte sich das warme Orange der Straßenlaternen. Meine Kleider klebten unangenehm an meinem Körper, sowie die Haare an meinem Hals und Nacken hafteten. Wenigstens sorgte dies dafür, dass ich mich mittlerweile fast freute, bald mein Ziel erreicht zu haben.

Als ich angekommen war, überlegte ich eine Weile, ob ich richtig war und überprüfte mehrmals die Adresse, die ich mir extra in mein Handy gespeichert hatte, obwohl ich sie wohl ohnehin nicht vergessen hätte.

Das Grundstück, vor dem ich mich befand, war ziemlich klein und verwildert. Pflaumen- und Birnenbäume wucherten mit Mandelsträuchern, Hortensien und Wunderblumen um die Wette. Eine Einfahrt, die von dem teilweise verbogenen, gusseisernen Tor aus zu einem Anbau führte, der wahrscheinlich die Garage darstellte, wurde von dem Gestrüpp verdeckt, was nur vorteilhaft war, denn die Pflastersteine unter dem Grün waren wacklig und uneben, was von der Wildnis wenigstens verschleiert wurde. Dafür war das Ganze eine perfekte Stolperfalle. Das Tor war bestimmt nur offen gewesen, weil jeder potenzielle Eindringling Stunden bis zur Haustür brauchen und somit rechtzeitig von den Bewohnern entdeckt werden würde, bevor er Böses anstellen konnte.

Das Haus selbst war – vorsichtig formuliert – desaströs. Es besaß eine Holzfassade, die wohl einmal weiß gewesen war, nun aber im schönsten Gelbgrau erstrahlte und hier und da splitterte die Farbe von den Brettern ab. Die Fenster waren klein, dreckig und von schwarzen Vorhängen vollständig verdeckt, sodass kein Blick ins Innere möglich war, genauso wenig wie Licht nach außen dringen konnte.

Endlich vor der braunen Tür angekommen, zögerte ich nur kurz und klopfte an. Vielleicht hätte ich länger gewartet, hätte das Gebäude ein Vordach gehabt, aber so war das Bedürfnis, ins Trockene zu kommen, ein größerer Antrieb als die Furcht zu lähmen vermochte.

Es dauerte nicht lange, dann wurde mir die Tür geöffnet. Zu meiner großen Überraschung von der Krähe selbst. Gewöhnlich ließen Renfields Gäste hinein. Renfield war eine Figur aus dem Dracula-Roman und die Bezeichnung passte sehr gut zu den Menschen, die Vampiren hörig geworden waren. Nachdem man ihr Blut

getrunken hatte, waren sie für Meinesgleichen manipulierbar. Trank man ständig den Lebenssaft eines immer gleichen Menschen, dann war es ein Leichtes, diesen dauerhaft gefügig und damit zu einem der sogenannten Renfields zu machen. Gerade Ältere schufen sich solche Menschen als Diener an und es galt die ungeschriebene Regel, dass je privilegierter ein Vampir war, er desto mehr Renfields hatte.

Umso verblüffter war ich, als der Hausherr selbst vor mir stand und ich weit und breit keines der dienstbereiten Wesen sah. „Hast du mich so vermisst, dass du mich schon so zeitig aufsuchst, armes, eingeweichtes Karottchen?“ fragte er gespielt mitleidig und fuhr mir mit der Hand durch das feuchte Haar. Die Berührung ließ mich vor Schreck zurückweichen. Er folgte mir nicht. Wollte wohl nicht nass werden.

„Komm rein!“ forderte er und jegliche geheuchelte Freundlichkeit war aus seiner samtenen Stimme gewichen. Sie hätte so weich und warm sein können... Ich stand im Regen und schüttelte den Kopf. Ein bösesartiges Lächeln breitete sich auf seinen Lippen aus, die so schön hätten sein können, wenn es ein echtes Lächeln gewesen wäre. „Wie alt bist du?“ Er wartete gar nicht auf eine Antwort, meinte es rhetorisch. „Doch sicher nicht so jung, dass man dein kindisches Verhalten verstehen könnte.“ meinte er kühl und seine Lippen kräuselten sich noch ein bisschen mehr in Richtung diabolisches Lächeln. „Du willst es doch nicht noch schlimmer machen, oder?“ Mittlerweile war seine Stimme wie pures Eis und ich schlang fröstelnd die Arme um meine Hüften.

Aber eigentlich hatte er ja Recht, ich stellte mich an wie ein Baby. Ich würde dem Ganzen jetzt würdig gegenüberreten und meine Strafe gefasst akzeptieren. Wenigstens war ich bemüht, mir das einzureden. Ich schloss die Augen, holte tief Luft, öffnete sie wieder und trat dann so energisch, wie es mir meine Puddingbeine erlaubten, in das Haus hinein.

Auf die gleiche Art, wie es von draußen verwunderte, erstaunte es einen von innen. Hinter der verwahrlosten Fassade lag ein mit hellem Zedernholz ausgelegter Parkettfußboden. Mit den gleichfalls hellen Wänden sorgte das Interieur dafür, dass es nicht allzu dunkel in dem fensterlosen Flur war, von dem mehrere Türen in andere Zimmer abgingen. An den Wänden hingen Gemälde von weißen Lilien und unberührten Schneelandschaften.

„Da gibt sich jemand offensichtlich viel Mühe, einen unschuldigen und harmlosen Eindruck zu erwecken.“ murmelte ich vor mich hin. Diese Spitze hatte ich nicht lassen können, auch wenn das meine Strafe noch verschärfen würde.

„Zieh dich aus.“ verlangte die Krähe emotionslos. „Hä?“ In meinem Gesicht musste das blanke Entsetzen geschrieben stehen, denn ganz kurz glänzten die grünen Augen amüsiert. „Du tropfst das Parkett voll. Du solltest also die nassen Sachen ausziehen, wenn du später nicht hier durchwischen willst.“ erklärte er gelassen. Okay, soweit verstand ich das jetzt, doch da gab es allerdings noch ein Problem.

„Und was soll ich dann tragen?“ fragte ich. Die Krähe warf einen undefinierbaren Blick auf mich und zog sich den engen, braunen Pullover aus. Die Muskeln, die sich unter ihm abgezeichnet hatten, nun völlig unbedeckt zu sehen, machte mich verlegen. Seltsam, weil ich sowas oft genug zu Gesicht bekommen hatte und mich deswegen

eigentlich nicht zu genießen brauchte. Ich versuchte, die Verschämtheit zu überspielen, indem ich mich wie gefordert aus dem feucht an meiner Haut klebenden Tanktop schälte.

Gegenüber der männlichen und kräftigen Brust der Krähe kam ich mir was das Äußere betraf im direkten Vergleich wirklich sehr kindisch vor. Außerdem stachen meine Rippen unter meiner hellen Haut viel deutlicher hervor, was mich sehr zerbrechlich wirken ließ. Als könne ein Windhauch mich umstoßen. Die Haut des anderen war ein wenig dunkler und obwohl er ebenfalls schlank war, machte er nicht einen dermaßen fragilen Eindruck wie ich. Im Gegenteil, war er, wenn ich das Blatt im Wind war, der tief verwurzelte Baum, den kein Sturm umwerfen konnte.

Bei seinem Anblick fragte ich mich, wie ich mich selbst jemals schön hatte finden können. Plötzlich hatte ich es sehr eilig, den Pullover meines Artgenossens zu fassen zu bekommen, um ihn mir überziehen zu können, doch er entwand das Kleidungsstück meiner Reichweite.

Verunsichert schaute ich ihn an. Fast hätte ich angefangen, an Damis Theorie zu glauben, von wegen die Krähe wäre rücksichtsvoll. Just in diesem Moment war ich anderer Meinung. „Ich dachte, ich sollte den anziehen?“ grummelte ich und wies auf den langen Pullover, der mir sicher zu groß sein würde, aber dennoch besser als nichts war – viel besser sogar.

„Sollst du auch.“ meinte die Krähe nüchtern. „Aber nicht, solange du noch nass bist. Das würde keinen Sinn machen.“ Apropos... Hier machte einiges keinen Sinn. Zum Beispiel, dass der andere scheinbar allein an diesem Ort war und dass er mich nicht schleunigst zu einer Strafe verurteilt hatte. Doch eventuell gehörte das Zappeln-Lassen zur Bestrafung dazu?

„Wie wär’s dann mit einem Handtuch?“ warf ich ein, weil mir weder das aufkommende Schweigen noch der Blick der dunkelgrünen Augen behagten. In dem gesamten Haus schien es verglichen mit der schwülen Wärme draußen kalt zu sein und langsam wurde mir unangenehm kühl, wozu die auf meiner Haut verdunstende Feuchtigkeit nur noch mehr beitrug. Ich presste meine Lippen aufeinander, um nicht schlottern zu müssen.

Auf einmal war mir nicht mehr kalt, weil ein warmer Körper mich umschloss. Es war einer der dummen Mythen, dass Vampire keine Körperwärme hätten. Fakt war, dass sämtliche Körperfunktionen bei uns dieselben wie bei einem normalen Menschen waren, mit zwei Ausnahmen. Wir konnten nur Blut verdauen und Nährstoffe daraus entziehen und wir hatten ein besseres Regenerationsverhalten bei Verletzungen, wurden schneller gesund bei Krankheiten. Denn ja, auch Vampire konnten sich eine Sommergrippe holen. Vor allem, wenn sie halbnackt und nass in einem eisigen Flur standen.

Dass ich gerade zitterte, war trotzdem nicht der Kälte zuzuschreiben. In den starken Armen der Krähe war es angenehm warm. Fast zu warm. Meine Haut prickelte. Manchmal tat sie das, wenn mir zu heiß war. „Ähm...“ Das war keine besonders qualifizierte Aussage und eigentlich wollte ich damit auch gar nichts Wichtiges zum Ausdruck bringen, nur wollte ich irgendetwas sagen...

Meine Brust an seinen förmlich glühenden Körper gedrückt, strichen die feingliedrigen Hände des anderen über jeden Zentimeter meines Rückens, jagten mir einen Schauer nach dem nächsten durch Mark und Bein. Nach einer gefühlten Ewigkeit löste sich die Krähe von mir und die Kälte kehrte zurück. Sie war mir willkommen, kühlte sie doch meine erhitzte Haut und die bebenden Nerven.

Irritiert starrte ich auf den Pullover, den mein Artgenosse mir vor die Nase hielt. „Jetzt bist du obenrum wenigstens trocken, also zieh ihn an.“ raunte er leicht heiser. „Das willst du untenrum doch nicht genauso machen?“ piepste ich aufgeregt und verfluchte meine Stimme dafür, dass sie so schrecklich hoch wurde, wenn ich nervös war. Er lachte auf meine Frage hin einfach nur und ich blinzelte immer noch verunsichert.

„Nicht, wenn du es nicht willst.“ scherzte er und zwinkerte mir verschwörerisch zu. Ich plusterte die Backen und schüttelte vehement den Kopf, sodass mir das Wasser in allen Richtungen aus den Haaren spritzte. „Jetzt musst du doch wischen.“ seufzte er immer noch erheitert. „Witzig.“ gab ich motzend zurück. Meckern war mir lieber, als weiterhin beschämt zu sein.

„Du kennst echt keinen Respekt, oder?“ Die Krähe schien an der Antwort tatsächlich interessiert zu sein. „Zumindest nicht vor halbnackten Männern.“ meinte ich und hoffte, er würde sich nach diesem Wink bekleiden. Ich würde dies nun tun und fuhr mit den Armen in den Pullover des anderen, den ich inzwischen seinen Armen entnommen hatte, was sich als unklug herausstellte, denn dummerweise nutzte dieser die wiedergewonnene Freiheit seiner Hände dazu, mir meine Hose zu öffnen.

Das war zu viel. Ich kreischte entsetzt auf und drückte ihn von mir. Wollte er zur Strafe etwa... mit mir ‚spielen‘? Zwar störten sich die meisten Vampire nicht an gleichgeschlechtlicher Liebe, denn wenn man jahrzehntelang lebte, wurde es schlicht interessant, auf diese Weise Neues auszuprobieren, aber der Gedanke, ohne Liebe mit jemanden zu schlafen, passte mir ganz und gar nicht. Da war ich naiv, das war mir klar, aber ohne gewisse Moralvorstellungen würde ich zu einem der mörderischen Blutsauger verkommen, die ihnen Unterlegene vergewaltigten, Leute quälten und die nur durch pure Böshaftigkeit leben zu können schienen.

Blitzschnell hatte sich eine Hand um meinen Hals gelegt und ich rang beinahe automatisch nach Luft, doch mehr aus Angst und dem plötzlichen Schrecken heraus, als dass ich ernsthaft gewürgt wurde. „Du bist hier, weil du Mist gebaut hast und was tust du? Du machst nur noch mehr Unsinn.“ zischte die Krähe wütend und schien dann zu resignieren. „Es war wohl doch eine blöde Idee...“ raunte er vor sich hin und sprach offensichtlich mit sich selbst.

Mit den Fingern, die immer noch an seiner Brust lagen, übte ich leichten Druck aus. Ich wollte ihn diesmal nicht wegdrücken wie zuvor, denn mit seinen Händen um meinen Hals gewann ich doch an Zurückhaltung, aber er sollte dadurch davon abgebracht werden, in Gedanken zu versinken. Ich konnte mir nämlich schöneres vorstellen, als halbnackt und mit offener Hose neben jemanden zu stehen, der mir die Luft zu nehmen drohte.

Er warf mir einen finsternen Blick aus zornesdunklen Augen zu und ließ von meinem Hals ab. Als hätte ich eben gegen das Ertrinken gekämpft, schnappte ich nach Luft und berührte vorsichtig meinen Kehlkopf. Alles okay, alles noch an Ort und Stelle...

„Zieh die Hose aus, sie ist nass. Der Pullover ist lang genug, also mach dir keine Gedanken. Gibt sowieso nichts, dass ich dir abgucken könnte.“ forderte er so beherrscht, wie es ihm möglich war. „Ich warte im Speisesaal auf dich.“ fügte er dann hinzu und deutete auf die einzige Flügeltür, die vom Flur abging. Ohne ein weiteres Wort setzte er sich zu ebendieser Türe in Bewegung, öffnete und durchschritt sie. Als die Holztür hinter ihm mit einem dumpfen Klackern ins Schloss gefallen war, gaben meine Beine nach und ich sackte auf dem Parkett zusammen.

Kapitel 6: Kerzenschein

Eine ganze Weile hockte ich auf dem Zedernholz. Starrete auf den braunen Pullover, der während der Auseinandersetzung auf die Holzdielen gefallen war. Mir war kalt. Ich schluckte, schnappte mehrmals nach Luft. Ich war am Leben und unversehrt – noch. Ich hatte die Arme um mich geschlungen. Nicht, um mich zu wärmen, sondern damit ich mich an etwas festhalten konnte.

War mein Nervenflattern bis eben wie der Schlag von Kolibriflügeln gewesen, so erzitterten meine Nerven nun wie ein ausgewachsenes Monster-Erdbeben. Ich versuchte, ruhig zu atmen und mich an das zu besinnen, was Damian, Gabriel und Monica gesagt hatten. Die Krähe wäre rücksichtsvoll. Ich müsse mich mit dem Federvieh aussprechen. Der Kaffee war kalt... Ich kicherte irre vor mich hin.

Unwillkürlich musste ich auch an das denken, was er gesagt hatte. Dass ich nicht so kindisch sein und nicht alles schlimmer machen solle. Und, dass ich mich entkleiden sollte... Ein eiskalter Schauer rann über meinen Rücken. Würde er wirklich verlangen, dass ich mit ihm... Meine Lippe hatte unter einem Ansturm von nervösen Kauattacken zu leiden. Einatmen, ausatmen und immer schön ruhig bleiben, ermahnte ich mich.

Selbst wenn, Moral hin oder her, wäre das doch besser als grausam zu Tode gebracht zu werden? Außerdem war die Krähe hübsch und sehr attraktiv, obwohl er heute in der blauen Jogginghose merkwürdig aussah. Wie auch das gesamte Haus ein seltsames Provisorium war...

Wie auch immer, ich konnte meinem Schicksal nicht ewig ausweichen. Wenn ich ihn nun noch warten ließ, würde es ihn bestimmt nicht dazu bringen, gnädiger zu sein. Also würde ich am besten tun, was er verlangte. Ich zog die nasse Hülthse aus, auf die Boxershorts aber wollte ich nicht verzichten. Ich fuhr mir mit den Händen über die Beine, um sie ein bisschen zu trocknen. Diesmal kribbelte es bei Weitem nicht so sehr, wie vorhin als die Krähe dasselbe mit meinem Rücken getan hatte.

Als ich einigermaßen zufrieden mit dem Feuchtigkeitsgrad meiner Haut war, streifte ich mir endlich den Pullover über. Der braune Stoff hatte eng an dem Körper der Krähe gelegen, ihn wundervoll betont und umschmeichelt – an mir dagegen sah das Kleidungsstück wie ein Kartoffelsack aus. Viel zu weit fiel er aus, die Ärmel schlabberten über meine Hände und der Saum war lang genug, um über meine Hüften hinweg zu fallen, sodass es beinahe so aussah, als hätte ich gar keine Unterwäsche an, denn die Boxershort wurde völlig verdeckt.

Mein Anblick mit fast nichts außer diesem Riesen-Pulli und mit klatschnassen Haaren war ganz bestimmt grauenvoll, doch das gab mir neuen Mut. Womöglich würde die Krähe die Finger von mir lassen, wenn er mich in dieser Alptraum-Pracht sah? Überhaupt wollte er vielleicht gar nichts von mir und ich hatte nur überreagiert. Wenn Dami Recht gehabt hatte, dann war das Ziel meines Artgenossen nur gewesen, mich vor einer Erkältung zu bewahren, weil er ein rücksichtsvolles Exemplar unserer Art war.

Diese Erklärung war beruhigend und obgleich ich keinen Schimmer hatte, ob sie angemessen war, sorgte sie doch dafür, dass ich schließlich einigermaßen sicheren Schrittes zu der Flügeltür ging, hinter der der Hausherr vor ein paar Minuten verschwunden war.

Verglichen mit dem hellen Interieur des Flures, in dem weiß die vorherrschende Farbe gewesen war, wirkte der Speisesaal, wie die Krähe ihn genannt hatte, dunkler, jedoch nur auf den ersten Blick. Drei schwere, reich verzierte Rokocosessel mit burgunderroten Sitzbezügen waren um einen kleinen, runden Tisch am Ende des langgezogenen Zimmers vor einem der mit schwarzen Gardinen verhangenen Fenster platziert. In einem dieser Möbel hatte die Krähe gesessen, doch erhob er sich, als er mich eintreten sah.

„Lass die Tür gleich offen.“ verlangte er, bevor ich auch nur die Gelegenheit hatte, mich umzuwenden und sie zu schließen. Ich nickte nur stumm und blickte mich weiter im Raum um. Eine ungefähr fünf Meter große Tafel stand zentral in dem Saal und war gedeckt mit kunstvoll gefaltet Servietten und Weinschwenkern. Insgesamt zwei der Mundtücher und zwei von den Gläsern. Wir würden also unter uns sein.

Zum einen war der Gedanke durchaus beruhigend, dass demzufolge kein weiteres Oberhaupt von meinem Fauxpas erfahren würde, andererseits bedeutete es, dass ich mit der Krähe allein sein würde und das wiederum löste unweigerlich Nervosität in mir aus. Allerdings wären wir eventuell doch nicht so alleine, denn diese filigrane Feinarbeit, wie sie sich in den Servietten zeigte, traute ich ihm nicht zu und ebenso sprach der Umstand, dass ich die Tür offen hatte lassen sollen dafür, dass noch jemand anwesend war. Vermutlich hielt sich in diesen Mauern doch irgendwo ein Renfield auf, der später als Dinner herhalten durfte.

Die Krähe deutete zum Esstisch, ein Platz an der Stirnseite, der für mich bestimmt war und unter diesen Umständen folgsam setzte ich mich auf den Stuhl aus dunklem Holz. Ich wagte nicht, mich anzulehnen, da ich sonst bei der steifen, hohen Lehne erwartete, mich nur noch mehr zu verkrampfen.

Der Hausherr ließ sich mir gegenüber auf ein ähnliches Möbelstück fallen und schaute mich an. Der Blick seiner Augen verlor über die Meter, die uns trennten, nicht das Geringste an Intensivität. Um ihn zu entkommen, starrte ich in die Flamme einer Kerze. Der Tisch stand voller Kandelaber und gleichfalls waren an den Wänden zwar keine Gemälde wie im Flur, jedoch Kerzenleuchter angebracht und alle waren sie mit weißen Kerzen bestückt und brannten.

Der ganze Raum mit den dunklen Möbeln war in ein warmes Rot getaucht und das flackernde Licht zeichnete an den Wänden immer neue Schattenbilder. Es war immer wieder aufs Neue faszinierend und es machte mich sehr traurig. Da waren sofort die Erinnerungen aus der längst vergangenen Kindheit. Schon damals hatte ich es spannend gefunden, dem Kerzenlicht zusehen, wie es danieder brannte. Meine liebe Mutter hatte das stets mit einem tadelnden Auge verfolgt, jedoch freute sie sich aufrichtig, wenn ich glücklich war – und dies war ich in der Tat, wenn ich dem Flammenspiel zuschauen konnte. Oh, wenn es einen Gott gab, wenn es ihn wirklich

gab, dann war er ihr hoffentlich gnädig gewesen und sie war im Himmel, auch wenn das heißen mochte, dass ich sie niemals wieder treffen würde, wenn ich im Gegensatz zu ihr in den Hort der Verdammnis fuhr.

Ich blinzelte die aufkommenden Tränen weg. Warum mussten die Bilder der Vergangenheit zu so unpassenden Zeiten über mich hinwegbrechen? Obgleich ich oft gar nicht an sie dachte, genügte manchmal schon ein winziger Wink, der mich erinnern ließ, dass ich keine Familie mehr hatte. Dass ich keine mehr haben würde.

„Ist alles in Ordnung?“ erkundigte sich die Krähe, der meine Gefühlsregung nicht entgangen war. „Natürlich, alles prima.“ sagte ich harsch, zu harsch, wie ich fürchtete, denn echte Anteilnahme hatte in den Worten meines Gegenübers gelegen. „Ich bin nur etwas nervös, verständlicherweise. Ich möchte mich ehrlich entschuldigen für die Unannehmlichkeiten die ich dir... Ihnen... bereitet habe und ich bin... ich werde meine Bestrafung akzeptieren...“ haspelte ich schnell und verfluchte mich innerlich dafür, dass ich mir nicht früher überlegt hatte, wie ich meine Reue zum Ausdruck bringen könnte. Gerade weil ich ein kommunikativer Krüppel war, hätte ich mir etwas Besseres überlegen sollen. Außerdem war mir eben zum ersten Mal richtig bewusst geworden, dass ich den anderen andauernd geduzt hatte und das gehörte sich für unser Ständeverhältnis nicht wirklich.

Ich wagte es, vorsichtig zum Hausherrn zu lügen. Das Ganze war nicht unbedingt ein Lippenbekenntnis gewesen. Zwar nahm ich für gewöhnlich kein Blatt vor den Mund, aber dermaßen dumm, dass ich mich gegenüber den falschen Leuten verplapperte, war ich nicht – zumindest, bis ich ihm begegnet war, jedoch wäre in dieser Neumondnacht kein Wort über meine Lippen gekommen, wenn ich gewusst hätte, wer er ist.

Er hatte den Kopf leicht zur Seite geneigt und ein paar der blauschwarzen Haare waren dadurch lang genug, um ihm zur Schulter zu reichen. Offensichtlich wog er ab, ob das, was ich ihm gesagt hatte, ebenso gemeint war. Dann blickte er mich geradeheraus an und nickte. Ein tonnenschwerer Stein fiel mir vom Herzen. Er glaube mir und nahm meine Entschuldigung an. Das war sehr gut. Den Kopf würde er mir nun bestimmt nicht mehr abreißen, denn was für einen Sinn würde es machen, Verzeihung zu gewähren, wenn man jemanden trotzdem töten wollte?

„Was für eine Strafe erwartet mich denn?“ fragte ich nach einem Moment des Schweigens, während dem ich nervös mit dem Faden einer offenen Naht im Ärmel des Pullovers der Krähe herumgespielt hatte. In der Hinsicht hatte sich das Kleidungsstück als praktisch erwiesen, erlaubte es mir doch, meine Ungeduld für die Augen des Hausherrn nicht wahrnehmbar auszuleben. Ansonsten wäre ich vermutlich unruhig auf meinem Stuhl hin und her gerutscht und dies wäre ihm dann sicherlich aufgefallen.

Die Frage an sich war deplatziert, das wusste ich. Ich müsste eigentlich still sein und warten, bis er von selbst darauf zu sprechen kam, aber ich wollte endlich wissen, was auf mich zukommen würde. Ich versuchte mich an einer Mischung aus reuigem und bettelndem Blick und war mir ziemlich sicher, dass mir beides misslang, denn die Krähe lächelte nur.

„Das wirst du zu gegebener Zeit schon noch merken.“ meinte er süffisant und seine Überheblichkeit ließ mich wütend zischen. Ich hasste diese Leute, die sich solche Arroganz herausnahmen, weil sie am längeren Hebel saßen. Fakt war aber, dass er eben diese Macht über mich hatte und ich sollte ernsthaft versuchen, mich nicht so herausfordern zu lassen und mich im Zaum halten.

„Deine Bußbereitschaft scheint von leidlich kurzer Dauer zu sein.“ frotzelte er. „Amen.“ giftete ich im gleichen Tonfall zurück und das Dunkelgrün strahlte amüsiert. Warum sollte ich mich überhaupt zurückhalten, wenn ihn unsere Wortwechsel offenbar erheiterten – das es so war, stand geradezu in seinen Augen geschrieben. Womöglich hatte Dami Recht gehabt, als er gemeint hatte, dass sich die Krähe glücklich schätzen würde, wenn man normal und eben ehrlich mit ihm sprach. Dass das unter den Oberhäuptern üblich war, glaubte ich nämlich nicht. Missgunst und Neid waren die wirklichen Herrscher in dieser illustren Riege und wahrscheinlich tat es meinem Gegenüber darum gut, reden zu können, ohne jedes Wort bis ins Kleinste bedenken zu müssen, sondern das Gespräch einfach fließen zu lassen. Und bestimmt belustigte es ihn nur noch mehr, mit einem sprachunbegabten Wesen wie mir zu reden, weil er nicht fürchten musste, dass ich meine wahren Ansichten hinter feinen Wortgewirren verstecken würde, denn dazu war ich gar nicht in der Lage.

„Lass uns erst einmal etwas essen.“ meinte er gutgelaunt und seine Stimme ließ keinen Zweifel daran, dass das kein Vorschlag seinerseits gewesen war, sondern eher ein Befehl. Also verkniff ich es mir, zu sagen, dass ich heute schon Blut zu mir genommen hatte. Ich nickte artig, als käme es auf meine Zustimmung an. Ich wusste ja, dass dem nicht so war, aber vielleicht brachte mir das Pluspunkte ein, wenn ich mich folgsam stellte. Ich runzelte nachdenklich die Stirn. Nein, ich sollte mich nicht in irgendeiner Weise verstellen, wenn es ausgerechnet meine Ehrlichkeit war, die er schätzte.

Die feingliedrigen, eleganten Finger der Krähe umschlossen den Griff einer kleinen Glocke, die ich bisher nicht wahrgenommen hatte und von der ich mir nicht sicher war, woher er sie so schnell genommen hatte. Das dunkle Holz des Parkettfußbodens hatte nur kurz geknarrt. Jetzt ertönte ein helles, doch deutlich hörbares Klingen, denn mein Gegenüber hatte die Glocke ein einziges Mal kraftvoll geschwungen.

Keine halbe Minute später stand eine junge Frau in der Tür und sah dienstbeflissen zu der Krähe, mich komplett ignorierend. „Was für eine nette Art, seine Renfields zu rufen. Einmal läuten und schon müssen sie gesprungen kommen.“ kommentierte ich das Ganze säuerlich. Sowas gefiel mir nicht. Überhaupt der Gedanke, Menschen zu willenlosen Dienern ‚abzurichten‘, war mir zuwider. Dass es sich bei der Frau um einen Renfield handelte, war leicht ersichtlich, weil ihren Hals die typischen Bisswunden zierten, die normalerweise relativ zügig verheilten. Bei Renfields, die öfter als Essen herhalten mussten, verblassten sie nicht so rasch, sondern waren beinahe permanent zu sehen, zumindest solange der entsprechende Mensch seinem Herrn oder seiner Dame als Nahrungsquelle diente.

Seine Augen ruhten einen Moment auf mir, dann schüttelte mein Gastgeber kaum merklich den Kopf, als wäre er zu dem Entschluss gelangt, dass es Wichtigeres gab, als mich auf meinen neuerlichen Fehlverhalten hinzuweisen. Inzwischen war ich von ihm

einfach nur noch verwirrt. Er wollte mich doch bestrafen? Gleichzeitig schien er sich für mich zu interessieren und lud mich zum Essen ein. Er mochte wohl meine Aufrichtigkeit, aber verachtete meine Respektlosigkeit.

Ohne ein Wort über meine Bemerkung zu verlieren, deutete er auf die Renfield. „Möchtest du?“ Das Dunkelgrün seiner Pupillen war starr auf mich fixiert, als hänge von meiner Entscheidung das Schicksal der Welt ab. „Nein danke, ich stehe nicht auf Kühe.“ spottete ich mit abschätzigen Blick zu der vollbusigen Frau. Das war keine Brust mehr, das war wirklich schon fast ein Euter. Ich mochte das andere Geschlecht lieber zierlich und zart, gerade weil ich selbst eher schwächling war. Eine Frau mit solchen Brüsten würde mich erschlagen.

Von meiner Reaktion schien die Krähe nicht sehr angetan zu sein, doch widersprach er mir auch nicht. Er bedeutete der Brünetten, sich zu ihm herunterzubeugen, damit er ihr ohne aufstehen zu müssen seine Fänge in den Hals bohren konnte. Statt das Blut herauszusaugen, zog er seine Zähne zurück und hielt das Weinglas vor die Wunde, ließ es zur Hälfte mit der roten Flüssigkeit volllaufen. Dann setzte er den Schwenker behutsam auf dem Tisch ab, bevor er sich zu der Renfield wandte und über die Verletzung leckte, die er ihr zugefügt hatte und aus der weiterhin mehr von dem Lebenssaft lief. Vampirische Körperflüssigkeiten bekamen Menschen generell nicht besonders gut, jedoch stellten die Bisswunden dabei eine Ausnahme dar, denn bei ihnen wirkte der Speichel Unsereins gerinnungsfördernd und erwartungsgemäß erstarb auch der Blutfluss der Dunkelhaarigen.

„Sag ihm, er soll in fünf Minuten hier sein.“ trug er der Frau auf, dann gab er ihr einen Wink, woraufhin sie sich erhob und den Raum verließ. Egal, wer *er* sein mochte, die Renfield konnte ihn offensichtlich nicht leiden, denn wie mir nicht entgangen war, hatten ihre blauen Augen kurz zornig gefunktelt.

Die Krähe hob das Glas an und hielt es vor die Flamme einer Kerze. Sacht wogte die Flüssigkeit und auf der Oberfläche bildeten sich kleine Wellen, die das flackernde Licht brachen und kleine rote Farbflecken auf seinem Gesicht tanzen ließen. „Tolle Frau. So nett. Und unglaublich gesprächig.“ nörgelte ich, nur damit sich dieses mir unangenehme Schweigen nicht ausdehnte. Das Grün blickte über den Rand des Glases hinweg, scherte sich nicht mehr um das reine Rot in dem Behälter, sondern ruhte auf mir. Nachdenklich und abwägend. Aber er sprach nicht.

Ich war unendlich froh, als *er* zu uns stieß. Im Gegensatz zu der Frau, die mit Minirock und teilweise aufgeknöpfter Bluse eher spärlich bekleidet gewesen war, trug der Neuankömmling viel. Eine lange Jeans mit Schlag und einen blauen Rollkragenpullover, was seltsam für einen Renfield war, die die Hälse normalerweise ihren Herren gegenüber offen zeigten und nicht auf solche Art verdecken. Allerdings stand es mir momentan wohl am Allerwenigsten zu, mich über Kleidungsfragen zu mokieren, wo ich in diesem überdimensionalen Kartoffelsack steckte und untenherum fast nichts anhatte. Wir könnten das ja denn verrückten Klamotten-Tag nennen, denn schließlich stand auch der Hausherr mit dem bloßen Oberkörper und der blauen Jogginghose den absurden Outfits unsrer kleinen Runde in nichts nach.

Die Krähe winkte ihn jetzt zu sich. Das Auffälligste an ihm war für mich, dass er

scheinbar noch sehr jung war, kaum 14 Jahre alt, wie ich zu schätzen vermochte, denn obgleich er ziemlich hochgewachsen war, waren seine Gesichtszüge noch recht rundlich und seine kornblumenblauen Augen relativ groß. Die struppigen, in die Höhe gegelten dunkelbraunen Haare ließen sein Antlitz ein wenig länger und älter wirken, aber dennoch war er unverkennbar ein Junge und noch kein Mann.

„Setz dich doch.“ forderte der Hausherr und zwinkerte dem Jungen zu, der daraufhin zwar unwirsch dreinblickte, sich dann aber doch in Ermangelung eines weiteren Sitzmöbels an der Tafel auf den Beinen der Krähe niederließ. Ich spürte leichte Übelkeit in mir aufkeimen. „Möchtest du jetzt etwas trinken?“ fragte mein Gegenüber und betrachtete mich eindringlich. Ich schüttelte stumm den Kopf. Selbst wenn ich Appetit gehabt hätte, wäre er mir jetzt vergangen.

Dass viele ihre Renfields nicht nur als Nahrung ansahen, sondern sie gleichfalls für andere Dienste nutzten, war weither bekannt und das allein behagte mir schon nicht, denn wie frei war ein Geist denn, der täglich aufs Neue von einer vampirischen Aura benebelt wurde? Sicher waren die meisten Beziehungen zwischen Renfields und Vampiren einseitiger Art. Dass jedoch einige Artgenossen dazu tendierten, erheblich zu junge Partner zu wählen, fand ich schlicht widerwärtig und leider machte es gerade den Anschein, als gehöre die Krähe zu dieser Gruppe von Nachtwesen.

„Wenn du nicht Lust zu essen hast, willst du dann vielleicht anderen Hunger stillen?“ bohrte er zweideutig nach und ich sah meine Vermutung bestätigt. Ich wusste nicht genau warum, aber diese Erkenntnis über seine Person empfand ich als seltsam bitter. „Schließlich meinst du doch, dass dich *Kühe* nicht interessieren – da dürfte das hier doch ein Paradies für dich sein.“ säuselte er und hatte die Hände auf den Po des Jungen gelegt, wie um mir klarzumachen, was genau ich dermaßen himmlisch finden sollte. „Timothy freut sich immer über Gäste.“ fügte er noch hinzu und konnte ein Lächeln nicht verhehlen.

Der so Benannte sah allerdings nicht wirklich erfreut aus, eher so, als würde er die Krähe am liebsten erwürgen wollen – und mir ging es da ganz ähnlich! Ich war aufgesprungen und mein Stuhl war mit einem lauten, grässlichen Geräusch über das Parkett geschrammt. „Du bist so abscheulich, dass du sowas machst und noch schrecklicher, dass du andere fragst, ob sie auch wollen!“ schleuderte ich ihm aufgebracht meine gesamte Wut entgegen. Ich konnte es noch nicht einmal richtig aussprechen, so widerwärtig war es mir.

Meine Schläfen schmerzten, denn in meinem Schädel pochte heiß das Blut vor Zorn. Diese Wut war allemal besser als die Enttäuschung, mit der ich vorhin nur kurz gerungen hatte. In eiligen Schritten lief ich an der Krähe und dem Jungen vorbei, doch die vorschnellende Hand des Hausherrn hielt mich am Oberarm fest. Er war aufgestanden und Timothy hatte deswegen unsanften Kontakt mit dem Boden aufgenommen, weil er nicht zügig genug weichen konnte. Instinktiv drehte ich mich so weit von dem anderen ab, wie es sein Griff mir erlaubte.

„Du willst gehen?“ raunte er leise in mein Ohr, so nah, dass ich seinen Atem spüren konnte. Vorhin hätte mich das wohl kribblig gemacht, aber in diesem Moment verspürte ich nur noch Ekel vor ihm und zugleich vor mir, weil ich es vor ein paar

Minuten noch angenehm gefunden hatte, in seinen Armen zu liegen. „Ich werde gehen.“ stellte ich klar. Von Wollen konnte in dem Fall gar keine Rede sein. Es war mir gleichgültig, dass ich hier war, um bestraft zu werden und dass ich nun wahrscheinlich doch einen Kopf kürzer gemacht werden würde, ebenso wie es mir egal war, dass er mich festhielt. Ich war dazu entschlossen, also würde ich auch gehen.

Wider Erwarten lockerte die Krähe den Griff um meinen Arm. „Gut, verschwinde ruhig.“ meinte er gelassen. Obwohl oder weil er immer noch leise sprach, lag in seiner Stimme Autorität, die nicht duldet, missachtet zu werden. „Aber Timothy nimmst du mit.“

„HÄH?“ Zu mehr war ich nicht in der Lage und ich konnte ihn nur ungläubig anstarren. Hatte ich ihm denn nicht deutlich gemacht, dass ich nichts mit Liebeleien mit derart jungen Leuten zu schaffen haben wollte? Natürlich war das Jung-Sein relativ. Gegenüber einem Vampir wie mir, der einige Jahrzehnte alt war, wäre jeder Mensch oder Renfield jung, doch zumindest auf ausgereifte Körper bestand ich.

„Sieh es als deine Strafe an.“ hauchte er mir ins Ohr und damit war die Sache für ihn beschlossen.

Kapitel 7: Road Trip

@Onlyknow3: Danke für dein Feedback. :3 Mal sehn, wer hier wen zählt und zureitet.
kihihi

„Mom?“

Ich stellte mich taub. Der Bus jedoch blieb nicht stumm. Erst schrammte er mit einem Rumms-artigen Geräusch geradewegs durch ein Schlagloch – bestimmt hatte der Fahrer absichtlich mitten auf dieses Hindernis zugesteuert, nur um mich noch mehr aufzuregen – und dann jaulte der Motor wegen dem unsanften Schlag, den er verpasst bekommen hatte, auf. Auch mein Steißbein hätte sich sicher auf ähnliche Weise bemerkbar gemacht, wenn es dazu in der Lage gewesen wäre, denn die Stoßdämpfer des uralten Busses, in dem ich saß, funktioniert mehr schlecht als recht.

„Sind wir schon da, Mom?“ drang es in neckendem und fröhlichem Ton an mein Ohr. Jetzt konnte ich die Stimme nicht mehr ignorieren, dazu lagen meine Nerven momentan eindeutig zu blank. „Nein.“ murrte ich also. Eine gute Viertelstunde würde die Klapperkiste noch brauchen, stellte ich fest, als ich schließlich selbst, begierig endlich anzukommen, einen Blick aus dem Fenster hinaus auf die nächtlichen Straßen New Yorks geworfen hatte.

„Wann sind wir da, Mom?“ wollte die schon seit Beginn der Fahrt penetrant quatschende Stimme nun gespielt kindisch quengelnd wissen.

„Ich bin nicht deine ‚Mom‘!“ rief ich aufgebracht und sah Timothy zum ersten Mal, seit wir dieses Gefährt betreten hatten, direkt an. In den kornblumenblauen Augen glitzerte es belustigt über meinen Gefühlsausbruch, bevor der Junge die Lider senkte und die Mundwinkel nach unten zog in dem Bemühen, einen möglichst traurigen Eindruck zu erwecken.

„Oh...“ schniefte er theatralisch und scheinbar tief verletzt.

„Ja, oh!“ blaffte ich nur unberührt zurück. So leicht konnte man mich nun auch nicht weichkochen, vor allem nicht, wenn man mich zuvor dermaßen in Rage versetzt hatte.

Einen kurzen Moment war es still und ich lehnte mich seufzend in meinen Sitz, was ich allerdings bereute, als der Fahrer dem Bordstein zu nahe kam, was diesmal nicht nur mein Gesäß, sondern auch mein Rücken zu spüren bekam.

„Ich würd schon gern wissen, wie weit es noch ist...“ meinte Timothy ruhiger, ernsthafter. Ich schwieg weiter und rieb mir über die Schultern. Wegen den vermutlich nicht vorhandenen Stoßdämpfern würde ich noch blaue Flecken bekommen...

Wir saßen mittig im Bus, denn ich wollte weder von vorne, noch von hinten zerquetscht werden, sollten wir in einen Unfall verwickelt werden. Um auch seitlich einigermaßen sicher zu sein, hatten wir Sitze an dem Gang eingenommen. Ich war ganz froh gewesen, dass sich Timothy da meinem Tick gebeugt hatte, zumal dies den Vorteil in sich barg, dass wir nicht zusammen, sondern einzeln auf sich gegenüberliegenden Zweiern saßen. Auf den freien Platz neben sich hatte der Junge einen braunen, speckig-glänzenden Lederkoffer gelegt, der seine beste Zeit eindeutig schon hinter sich hatte. Neben mir lag meine dunkelblaue Umhängetasche.

Natürlich wäre ich niemals freiwillig in den Bus gestiegen, doch Timothy hatte darauf bestanden, weil er nicht stundenlang durch den Regen laufen wollte. Ich bedauerte es, dass ich ihn diesbezüglich nicht angelogen hatte, denn vielleicht hätte er nichts gegen das zu-Fuß-Gehen gehabt, wenn er geglaubt hätte, es würde nicht weit zu meiner Wohnung sein. Leider war ich zumeist zum Lügen genauso unfähig wie zu normaler Konversation.

Gleich nach der Anordnung der Krähe, dass ich den Jungen mitnehmen sollte, war dieser, nachdem er sich nach dem unsanften Sturz von den Beinen des Hausherrn wieder aufgerappelt hatte, aus dem Saal geeilt und mit dem gepackten Koffer zurückgekommen. Das Ganze war geplant, wurde mir in diesem Moment schlagartig klar, nur verstand ich beim besten Willen nicht, was es für eine Strafe sein sollte, wenn ich ihn mitnahm – mittlerweile wusste ich es allerdings. Timothy war die personifizierte Bestrafung, weil sein Mundwerk ohne Unterlass zu arbeiten und er ununterbrochen reden zu können schien.

Nicht zum ersten Mal seit der Entscheidung der Krähe fragte ich mich, ob diese anders ausgefallen wäre, wenn ich mich über die Frau mehr aufgeregt hätte? Hätte ich dann sie mitnehmen sollen?

Ich hatte mich natürlich stur gestellt, der höheren Position meines Gegenübers zum Trotz, aber es hatte nichts genutzt. Die vielen, irritierenden Informationen, die im Folgenden auf mich niederprasselten wie der Regen an die Fensterscheiben, nahm ich kaum bewusst wahr. Timothy wäre kein Renfield, ich solle nicht von ihm trinken oder ihn überhaupt irgendwie berühren – klar, aber er durfte das, der große Haremsleiter.

Allerdings war ich schon etwas beruhigt, dass er mich sozusagen nicht dazu nötigen wollte, dass ich mit dem Jungen sexuell verkehrte. Eine böse Stimme in mir meinte, ich hätte mich ja scheinbar gefügt, wenn es darum gegangen wäre, dass ich genötigt worden wäre, mit der Krähe selbst zu verkehren, aber ich versuchte sie zu ignorieren, ebenso wie ich die Verwirrung zu verdrängen suchte, dass Timothy kein Renfield war. In was für einer Beziehung dieser dann genau zu dem anderen stand, wollte ich lieber gar nicht wissen...

Ich glaube, letztendlich hätte ich trotzdem nie auch nur einen Schritt getan, um die Anweisung des Hausherrn zu erfüllen, doch Timothy hatte nach meiner Hand geschnappt und mich mit sich hinausgezogen. In der einen Hand seinen Koffer, an der anderen mich, lief er los. Ich war so verblüfft gewesen, dass ich mich nicht dagegen gestemmt hatte.

Glücklicherweise war ich geistesgegenwärtig genug gewesen, mir meine Hüfthose zu schnappen, die noch auf dem hellen Zedernholzparkett im Flur gelegen hatte. Das Anziehen im Laufen hatte sich jedoch schwierig gestaltet, denn sie war immer noch nass gewesen und hatte an meiner Haut geklebt und ohnehin hatte ich nur eine Hand frei gehabt. Ich konnte kaum mit den Schritten von Timothys langen Beinen mithalten und geriet ins Taumeln, landete daraufhin aber nicht wie erwartet auf den Holzdielen, sondern in den warmen Armen der Krähe.

Einen kurzen Moment war es wie zu Anfang, als er mich getrocknet hatte, gewesen, dann nahm das Unwohlsein überhand. „Lass mich.“ hatte ich ihn angemotzt und zu meiner Überraschung hatte er auf mich gehört, war aber an meiner Seite geblieben, als fürchtete er, mich gleich wieder vor einem beinahigen Sturz bewahren zu müssen, doch die Gefahr war gebannt gewesen, denn der Junge hatte mich losgelassen und war stehen geblieben, hatte uns beobachtet.

„Dad? Mom hat zugenommen, sie kommt nicht in ihre Hose.“ spöttelte er kichernd an den Hausherrn gewandt, der ihn genauso ungläubig angestarrt hatte wie ich. Das war der Augenblick, in dem er offensichtlich beschlossen hatte, mich Mom zu nennen und auch die Krähe schien zum ersten Mal als Dad tituliert worden zu sein. Ich konnte aber nicht genau feststellen, ob er sich mehr freute oder ärgerte darüber – ihm wurde ja auch nicht die Männlichkeit aberkannt, mir aber schon. Ich war keine Mom!

Nachdem ich meine Hüfthose endlich anhatte, wollte Timothy erneut mein Handgelenk ergreifen, doch ich entzog es ihm schnell. „Ich kann alleine laufen!“ fuhr ich ihn an. Er hatte meine Nerven schon zu diesem Zeitpunkt strapaziert. Als wir das Haus schließlich verließen, ruhte das Dunkelgrün nicht nur auf mir, das spürte ich genau und... irgendwie hatte mich dieser Umstand verärgert.

Es gab einen lauten Knall und ich zuckte auf meinem Sitz zusammen. Toll, ein wundervoller Tag und der Bus brach auch noch zusammen...! Unwillkürlich glitt mein Blick zum Fenster und ich seufzte erleichtert auf, als ich mir immer bekanntere Straßenzüge wahrnehmen konnte. „Dauert nicht mehr lange.“ murmelte ich leise und ziemlich verspätet auf die Frage des Jungen hin. Ich war einfach zu nett, dass ich ihm nun doch antwortete.

Ein weiteres Seufzen verließ meine Lippen. Diesmal kein glückliches, sondern ein bekümmertes. Wie sollte ich Larry denn nur erklären, dass Timothy jetzt mit uns zusammenwohnen würde? Er war Gäste zum Essen ja durchaus gewöhnt, aber niemand blieb länger in unserem Loft. Und nun sollte da dieser nervtötende Junge sein? Auf alle Fälle würde ich Larry ausdrücklich sagen müssen, dass Timothy für mich niemand besonderes war und dass er immer meine Nummer Eins sein würde und sich keiner zwischen uns drängen konnte. Bestimmt würde der Nager das verstehen, schließlich war er ein schlaues Kerlchen.

Plötzlich gab der Bus ein undefinierbares Geräusch von sich, das mich furchtbar zusammenzucken und sogar erschrocken aufkreischen ließ.

„Das war nur die Tür.“ klärte mich Timothy grinsend auf und ich schnaubte abfällig. War mir egal, was das gewesen war. War ja nicht so, dass ich Angst vorm Busfahren

hatte und wie ein Häufchen Elend auf meinem Sitz hockte... Zumindest sollte wenigstens der Junge annehmen, dass mir das alles nichts ausmachte, aber dessen nur noch breiter werdenden Lächeln nach zu urteilen war ich diesbezüglich glorreich gescheitert.

Ich konzentrierte mich schnell darauf, den einsteigenden Fahrgast zu mustern. Ein kurzer Blick auf die abgehalfterte Person genügte mir und ich drehte mich wieder Richtung Fenster. Das war der erste Passagier, der nach uns zugestiegen war, kein Wunder also, dass ich den Lärm der sich öffnenden Tür vorhin nicht hatte zuordnen können. Und schon das nächste Mal, wenn dieses Geräusch erklingen würde, könnte ich aussteigen. Frohlockend legte ich mir schon mal den Gurt meiner Tragetasche um die Schulter, während der Bus anfuhr. Der Mann, der auf dem Weg zu einem Platz gerade den Mittelgang zwischen mir und Timothy durchquerte, kam dadurch derart ins Schwanken, dass er mir auf den Schoß fiel.

„Autsch.“ entfuhr es mir unwillkürlich, denn ein Leichtgewicht war der Kerl nicht und zudem hatte sich sein Ellenbogen in der Absicht, ihn abzufangen, unbeabsichtigt in meinen Bauch gerammt. Als der Mann keine Anstalten machte, sich sofort wieder von mir zu erheben, sondern mich anlotzte und grinste, konnte ich auch ganz deutlich die Alkoholfahne wahrnehmen, die von ihm ausging. „Ähm, ich muss gleich aussteigen.“ stellte ich unangenehm berührt und mir Timothys auf mir ruhenden Blick wohl bewusst fest, doch der Spinner lächelte nur weiter debil und tatschte meine Brust an.

Ich zischte wütend und wurde leicht rot vor Zorn. Niemals wieder würde ich um diese Zeit Bus fahren! Da waren offensichtlich nur Idioten unterwegs. Immerhin schien dem Typen nicht zu gefallen, was er da spürte und das erschien mir wie seine gerechte Strafe. Eine Falte hatte sich zwischen dessen Stirn gebildet und er starrte mich ungläubig und dann wütend an.

Warum nur war der Mann aufgebracht, das stand ja eher mir zu, schließlich war er der dreiste Grabscher! „...derlich“ lallte der Kerl auf meinem Schoß und ich sah ihn verwirrt an. Nun machte er sich daran, sich langsam aufzurichten und wollte scheinbar endlich gehen – höchste Zeit, denn wir hatten den Convenience Store, der in der Nähe meines Lofts lag, schon passiert und würden jeden Augenblick da sein.

„Du bist so eine widerliche Tunte.“ meinte der Betrunkene undeutlich, aber klar genug, dass ich ihn diesmal verstehen konnte. Und ich wäre beinahe geplatzt. Heute hatte ich schon viel durchgemacht, meine Nerven waren praktisch gar nicht mehr vorhanden. Doch bevor ich den mittlerweile vor mir stehenden Kerl irgendeine Gemeinheit an den Kopf werfen konnte – vielleicht hätte ich ihm auch die Augen ausgekratzt, dermaßen mies gelaunt, wie ich war – landete der Mann mit dem Gesicht zuvorderst auf dem Gang.

Er war umgefallen. Aber nicht einfach so. Timothy stand zügig atmend vor seinem Sitz, den schweren Koffer in der Hand, den er dem Typ eben in den Rücken gewuchtet hatte.

Mit vor Erstaunen weit aufgerissenen Augen starrte ich ihn an, dann hielt der Bus. Geistesgegenwärtig bugsierte ich mich an den am Boden Liegenden vorbei und

drückte die Taste, die die Tür öffnen würde. Der Junge folgte weniger grazil meinem Beispiel und als die Türen offen waren, ergriff ich seine Hand und wir verließen eilig den Bus, rannten ein Stück weit, als wäre der Teufel persönlich hinter uns her, obwohl uns klar war, dass der Kerl uns nicht verfolgte, sondern vermutlich immer noch den dreckigen Belag des Ganges küsste.

Erst als Timothy mit seinen langen Beinen die Führung übernahm, ließ ich dessen Hand los und stoppte. Ein paar Meter weiter kam der Junge ebenfalls zum Stehen und sah mich an.

„Mann, diese scheißharten Sitze, ich hätte es da echt keine Sekunde mehr ausgehalten.“ keuchte er und ich musste lächeln. Klar, die Sitze... „Danke.“ nuschelte ich leise und ehrlich berührt. Eventuell war Timothy doch nicht so schlimm...

Mich selbst bei diesem Gedanken ertappend, schüttelte ich den Kopf. Was ich da dachte, war Unsinn. Natürlich war der Junge schrecklich, immerhin war es dessen Drängen gewesen, das dazu geführt hatte, dass wir überhaupt in diesem furchtbaren Bus gelandet waren. Wenigstens war die Klapperkiste nicht zusammengebrochen, solange wir uns an Bord befunden hatten. Dass man dafür auch noch bezahlen musste, war wirklich der Gipfel der Dreistigkeit, denn seltsamerweise schienen die Verkehrsunternehmen zu glauben, in der Nacht könnten sie die uralten Fahrzeuge einsetzen, ohne dass sich jemand beschweren würde. Doch da täuschten sie sich, jawohl! Ich würde demnächst ein sehr böses Protestschreiben deswegen formulieren, nahm ich mir fest vor und schaute mich um.

Dummerweise hatte Timothy mein Danke gehört und strahlte vor Freude – warum auch immer... Wahrscheinlich wollte er sich mit seiner Mom gutstellen und war froh, dass das nun zu gelingen schien.

„Hilfe!“ quickte ich und fuhr mir mit einer dramatischen Geste ins Haar. Ich bezeichnete mich jetzt schon selbst als Mom. Dieser Junge wurde meinem Gehirn gefährlich. Bestimmt sandte er schädliche Strahlung oder dergleichen aus.

„Alles in Ordnung?“ erkundigte sich mein Begleiter aufrichtig besorgt.

„Nein, Mom hat nur gerade festgestellt, dass sie viel zu weit gelaufen ist. Nun müssen sie und das verzogene Balg zurückgehen.“ meinte ich mit todernstem Blick zu Timothy, der mich einen Moment verwundert ansah, bevor er herzhaft zu lachen begann – und ich mit ihm.

Kapitel 8: Zwei auf einen Streich

Hallo meine lieben Leser. (:

Ich möchte euch dafür danken, dass ihr euch meinen Kram zu Gemüte führt und besonders danke ich den Fav-Nehmern. ^^

@kasua: Vielen lieben Dank für deinen Kommentar. Ich spring immer im Dreieck vor Freude, wenn ich mal eins bekomme und erst recht, wenn's so ein tolles ist. *-*

Als kleines Gimmick für euch als Entschädigung für die lange Wartezeit hab ich TDmhHs (<http://animexx.onlinewelten.com/fanfiction/autor/139146/258102/>) geschrieben; lest doch mal rein. ,)

Zwei auf einen Streich

Gott, wann hatte ich das letzte Mal so richtig gelacht? Es wollte mir nicht einfallen, was vermutlich daran lag, dass mein Leben sonst nicht so lustig war, dass *ich* nicht so albern war. Dabei war eigentlich gar nichts witzig an dem Umstand, dass wir nun doch durch den Regen laufen mussten. Trotzdem hielt uns das nicht davon ab, einen Teil des Weges vor uns her glucksend und kichernd zu bestreiten.

Vor der ehemaligen Spinnereifabrik angekommen, stoppte ich schließlich. Ich rieb mir mit dem Handrücken über die tränenden Augen und die vor Lachen schmerzenden Wangen. „Da wären wir.“ verkündete ich dann und sah neugierig zu Timothy. Der Junge würde zwangsweise ja mit mir wohnen, also interessierte mich seine Meinung schon – zumindest ein kleines Bisschen. Außerdem war ich stolz auf die Wohnung, die ich mir durch die Arbeit von Jahrhunderten – und ansehnlichen Zinserträgen – leisten konnte.

Die roten Backsteinziegel waren in der Nacht dunkelgrau. Nur an Stellen, in deren Nähe Laternen standen, nahm das Rot einen sanften orangefarbenen Ton an. Ich kannte das Erscheinungsbild der Fabrik nur im Dunkeln, aber am Tag sie sicher wundervoll aus – feuerrot und was passte schon besser zu mir? Zudem war der Central Park in der Nähe gelegen, ein Ort, an dem man immer etwas zu essen finden konnte, wenn man sonst nirgends fündig wurde.

„Wow.“ raunte Timothy neben mir beeindruckt und mit stolz geschwellter Brust öffnete ich die Haustür. „Meine Wohnung liegt im dritten Stock.“ teilte ich ihm mit und ließ ihn eintreten. „Ach so... Ich dachte schon, dir gehört das ganze Teil.“ meinte der Junge deutlich ernüchtert und ich unterdrückte ein Grummeln. „Eine Loftwohnung hat nicht jeder und vor allem nicht so gut gelegenen.“ murrte ich unwirsch. Ein ‚Hmm‘ war alles, was er daraufhin von sich gab und meine eventuell für ihn entstehende Sympathie war wieder verschwunden. Wer meine Wohnung nicht mochte, der hatte es schwer bei mir. Wenn er nun auch noch von Larry nicht begeistert wäre, würden wir definitiv niemals Freunde werden!

Vor meiner Haustür angekommen, schloss ich auf und Timothy drang neugierig ein. Ich fühlte mich jetzt doch unangenehm berührt. Er war fast wie ein Parasit, der sich in einem Körper festsetzte – in meinem Körper... Noch nie hatte ich Leute in meine Wohnung gelassen, von Essen mal abgesehen und nun sollte hier gleich ein Fremder einziehen? Das gefiel mir wirklich nicht. Seufzend zog ich meine Lederstiefel aus, nachdem ich eingetreten war und ließ den nassen Kartoffelsack-Pullover der Krähe folgen. Dann räumte ich die Schuhe weg. Timothys Halbschuhe standen nun ordentlich neben meinen Stiefeln. Ein seltsames Bild, aber es hatte gleichfalls etwas Schönes an sich. Nicht mehr Einsamkeit, sondern...

Ein lautes Krachen ließ mich zusammenfahren und ich lief ins Bad, von wo das Geräusch gekommen war. Warum hatte ich eben eigentlich so einen Unsinn gedacht? Ich war ja nicht allein, ich hatte schließlich meinen süßen Larry. „Was ist passiert?“ fragte ich Timothy, der ein wenig unglücklich auf dem Boden hockte und die Überreste meines Föhns betrachtete. „Ähm... Lebt er noch?“ wollte er die Situation mit einem schiefen Lächeln noch retten, aber dafür war es längst zu spät. Niedergeschlagen saß ich neben meinem Föhn und raunte ein hysterisches Nein nach dem anderen.

„Du kannst dir doch einen neuen kaufen, oder? So schlimm ist das doch nicht?“ meinte der Junge ehrlich betroffen. „So schlimm ist das nicht? Ich weiß ja nicht, was deine Eltern dir beigebracht haben, aber anderer Leute Eigentum zu zerstören, ist ziemlich schlimm!“ keifte ich aufgebracht zurück. Einen kurzen Moment schien ein Schatten auf Timothys Gesicht zu liegen, dann schüttelte er langsam den Kopf. „Ich hab’s ja nicht absichtlich gemacht. Wollte meine Haare trocknen, aber der Föhn ist mir runtergefallen. Tut mir leid.“ sagte er ruhig. Offensichtlich war das Ganze tatsächlich nur ein Missgeschick gewesen, aber ich war trotzdem noch ungehalten. Wenn das jeden Tag so ging, wäre meine Einrichtung bald komplett verschrottet. „Jaja...“ motzte ich nur giftig zurück und warf die Trümmer in den Mülleimer zu den benutzten Wattebauschen und dem Saphirohrstecker.

„Sind deine Haare nicht schon wieder von allein trocken?“ fragte ich, während ich saubermachte. Timothy schaute mich kurz an, dann fuhr er sich mit der Hand durch das schwarze Haar. „Tatsächlich, sind schon fast trocken.“ stellte er grinsend fest und ich kam nicht umhin, auch kurz lächeln zu müssen. Bei so kurzen Haaren war das doch logisch. „Kann ich helfen?“ erkundigte sich der Andere nun und ich schüttelte den Kopf. „Lieber nicht.“ antwortete ich wie aus der Pistole geschossen und Timothy blickte mich traurig an. „Tut mir echt leid.“ bekräftigte er nochmal, sodass ich mich dazu durchrang, ihm großzügig zu vergeben. „Schon in Ordnung. Ich verzeihe dir.“ sagte ich zu dem Jungen und scheuchte ihn aus dem Badezimmer, nachdem die Föhnreste beseitigt waren.

„Danke, wie großherzig von dir.“ meinte er lächelnd und ließ sich von mir ins Wohnzimmer dirigieren. „Ich weiß, ich bin heute anscheinend besonders generös veranlagt.“ stimmte ich gespielt überheblich zu, was sein Lächeln noch ein bisschen breiter werden ließ. „Übrigens ist die Wohnung doch genial. Dieser riesige Fernseher, die Couch, die Vorhänge, das Bett – sieht schon alles stark aus! Und die Maus ist auch süß.“ teilte er mir nun begeistert mit und fühlte den Stolz in meiner Brust erneut

anwachsen. Auch wenn es da eine Sache gab, die dringender Klärung bedurfte.

„Larry ist keine Maus, sondern eine Ratte.“ belehrte ich Timothy und begab mich zu dem Käfig des Nagers, der neugierig auf seinen Hinterbeinen an den Stäben stand, um das ungewöhnliche Geschehen, das sich ihm bot, möglichst gut verfolgen zu können. „Hey mein Süßer.“ begrüßte ich den Kleinen nun endlich und nahm ihn aus dem Käfig, um ihm über den Kopf streicheln zu können. „Super, dass du so artig warst. Kabelsalat ist nichts für dich, das hast du gelernt, stimmt’s?“ lobte ich Larry stolz und er piffte leise durch seine Zähne, während er sich meinen ihn streichelnden Fingern entgegenstreckte.

Timothy hatte sich neben mich auf den Fußboden gehockt und sah mir aufmerksam zu, wie ich den Nager liebte. „Der scheint’s ja gut zu haben.“ stellte er grinsend fest. „Aber wie kommst du ausgerechnet auf einen Namen wie ‚Larry‘?“ fragte er nach und ich zuckte mit den Schultern. „Eigentlich ganz simpel. Ich tanze gerne und das spanische Wort für tanzen ist bailar. Larry ist da einfach nur eine Abkürzung...“ klärte ich den Jungen auf, der nun lachte. „Dann hättest du ihn aber auch Baily oder so nennen können.“ meinte er und ich schüttelte entrüstet den Kopf, sodass meine nassen Locken ihn nassspritzten, was ihn nicht weiter zu stören schien. „Nein, Baily ist ein dummer Name!“ widersprach ich ihm und er lachte nur noch mehr. „Larry aber auch!“ behauptete Timothy, doch ich beharrte da vehement auf einem Nein, er allerdings auf einem Ja, sodass es eine ganze Weile so zwischen uns hin und her ging, bis mir der Nager in den Finger biss.

„Aua, Larry!“ rief ich geschockt und weinerlich. Er hatte mich noch nie gebissen! Aber ich hatte ihn andererseits auch noch nie auf diese Weise ignoriert. „Es tut mir leid, dass ich mich von dem bösen Timmy habe ablenken lassen.“ entschuldigte ich mich folglich augenblicklich und streichelte ihn wieder zwischen seinen süßen Ohren, was er zufrieden fiefend zur Kenntnis nahm, wohingegen Timothy mich grimmig ansah. „Nenn mich nie wieder Timmy, okay?“ forderte er ernst und ich lächelte süffisant. Oha, da hatte mir jemand wohl grad seine Achillesferse gezeigt. „Natürlich liebster Timothy, wenn du hübsch artig bist, werde ich auch nicht Timmy zu dir sagen.“ säuselte ich amüsiert.

„Du bist blöd. Ich dachte, du bist so ein oller Vampir und nicht so kindisch.“ warf er mir finster an den Kopf und stand auf. Ein wenig irritiert sah ich zu ihm hoch. Hatte ich etwas dermaßen Falsches gesagt? Eigentlich ja nicht, aber auf irgendwas reagierte er anscheinend ziemlich allergisch. Super, erst Larry und nun Timothy. Machte ich nun etwa alle wütend? Larrys miese Laune war selbstverständlich schlimmer, aber die des Jungen traf mich doch mehr, als ich erwartet hätte, schließlich schien dieser zumeist gut drauf zu sein und dass er es nun nicht war, war doch recht merkwürdig.

„Wo soll ich schlafen?“ fragte der Andere trocken, bevor ich meiner Verwirrung Herr werden konnte. „Ähm... Leg dich in mein Bett. Weil ich jetzt ja noch eine Weile munter bin...“ haspelte ich und er nickte nur und ging danach ins Bad. Normalerweise – wenn überhaupt was hieran normal wäre – hätte ich ihn auf der Couch schlafen lassen, doch ich würde die Nacht wahrscheinlich im Wohnzimmer vor dem Plasmafernseher verbringen, sodass er schlecht auf dem Sofa ruhen können würde.

Nachdem er im Bad fertig war, begab Timothy sich ohne ein weiteres Wort ins Schlafzimmer und als die Tür hinter ihm ins Schloss fiel, fühlte ich mich irgendwie erleichtert. „Was ist dem nur für eine Laus über die Leber gelaufen?“ fragte ich Larry leise, doch der Nager wusste ebenfalls nicht weiter, fiepte aber lieb, um mich aufzumuntern. Vielleicht war er aber auch nur froh, mich endlich wieder für sich alleine zu haben.

Ich seufzte leise. Da war ja noch was... „Du, Larry?“ Die Ratte lief meinen Arm entlang auf meine Schulter und knabberte mein Ohr an. Leise lachte ich, weil beides kitzelte. „Komm, lass das. Ich muss ernsthaft mit dir reden.“ forderte ich bemüht streng, was bei der Krabbelattacke nicht besonders leicht war. Sofort hörte Larry auf und sah mich aufmerksam an. Der Kleine verstand mich eben ganz genau, dessen war ich mir hundertprozentig sicher. „Also...“ hüstelte ich. „Dieser Junge, er heißt Timothy, wird ab heute bei uns wohnen.“ Schnell sprach ich weiter, um dem entsetzten Pfeiflaut des Nagers zuvorzukommen. „Ich weiß, ich finde das ebenfalls nicht schön, aber es muss sein. Ich verspreche dir, ich werde zusehen, dass ich ihn so schnell wie möglich wieder loswerde!“ schwor ich Larry, der trotzdem ungehalten war und nun freiwillig von mir weglief und in seinen Käfig ging, mir demonstrativ die kalte Schulter zeigend.

Spitze, jetzt hatte ich nochmal jemanden sauer auf mich gemacht. Ich schloss die Käfigtür und schlich in die Küche, holte den Karottensaft. Ganz kurz nur dachte ich an die Krähe und die Karottenmusexplosion, was meine Laune nicht unbedingt hob. Der blöde Kerl war Schuld an meiner ganzen Misere. Weder Timothy noch Larry konnten mich mehr leiden. „Merde.“ fluchte ich aufgebracht und ging zurück zu meinem Kleinen, schüttet ihm von dem Saft ein, auf den er sich jedoch diesmal nicht stürzte. Er ließ sich eben nicht derart plump bestechen, denn Larry war eine Ratte von Ehre.

Wenn das alles nun meinen neuen ‚Lamentieren&Co.‘-Stil nicht fördern würde, was dann? Niedergeschlagen legte ich mich auf die Couch und starrte den gegenüberstehenden, schwarzen Plasmabildschirm an. Ich hatte keine große Lust, ihn mit bunten und bewegten Bildern zum Leben zu erwecken, also ließ ich ihn ausgeschaltet und grübelte über die letzten Minuten nach. Dass Larry mit der neuen Situation überfordert war und mit Ablehnung reagierte, konnte ich nachvollziehen, aber warum Timothy so empfindlich geworden war, erschloss sich mir immer noch nicht.

Kindisch hatte er mich genannt. Klar, er dachte eben, ich wäre unheimlich erhaben, weil ich schon einige Jahrzehnte alt war. Wie viele genau wusste er nicht einmal, so wie ich nicht wusste, wie alt er eigentlich war. Wir kannten uns gar nicht, also war es wohl kein Wunder, dass wir wunde Punkte des Anderen ebenfalls nicht kannten. Nur dumm, dass ich gleich ein tolles Fettnäpfchen gefunden hatte und in dieses nicht nur hineingelaufen, sondern gesprungen war.

Ich war eben doch nicht über alles erhaben, natürlich nicht. Genauso wenig wie wir körperlich alterten, reiften wir Vampire geistig. Selbstverständlich gewannen wir in den Jahren unseres Lebens an Wissen, doch die Voraussetzungen blieben dieselben. Darum war es auch strikt untersagt, Kinder zu Vampiren zu machen, da diese immer wie Kinder handeln würden. Ich war siebzehn gewesen, als ich ein zweites Mal ‚geboren‘ wurde und deswegen benahm ich durchaus von Zeit zu Zeit unreif. Dennoch

glaubte ich nicht daran, dass das der Grund für Timothys Zorn gewesen war.

„Merde, merde, merde.“ schimpfte ich leise. Dieses Nachdenken machte mich noch völlig kirre. Um mich abzulenken, sprang ich auf und warf den braunen Kartoffelsack-Pullover in die Waschmaschine. Es war mir momentan relativ gleichgültig, ob das meine Nachbarn auf die Barrikaden bringen würde. Danach entledigte ich mich meiner schwarzen Hülthuse und stopfte sie in den prallgefüllten Wäschekorb, bevor ich unter die Dusche stieg und ausgiebig das warme Wasser genoss, wie es über meinen Körper floss und meine Verkrampfungen lockerte. Ein herrliches Gefühl.

Nachdem ich die Dusche verließ, spielten meine Zehen ausführlich in dem weichen Badvorleger, als ich meine Haut gemächlich mit einem Frotteehandtuch abtupfte, das ich anschließend wie einen Turban um meinen Kopf schlang, damit meine erneut durchnässten Haare nicht tropften. Da der Waschgang noch nicht beendet war und es für mich ohnehin noch zu früh zum Schlafen war, fing ich nun an, mich zum Spaß zu schminken und tatsächlich hob dies meine Laune wieder ein bisschen. Nachdem die Maschine fertig war, hing ich den Pullover über einen Küchenstuhl. Dass ich keine Wäscheleine hatte, war eventuell auch der Grund für meine beinah überlaufende Wäschetruhe, aber vermutlich war daran dann doch meine Unlust, Wäsche zu waschen, Schuld.

Ich war mehr als froh, als ein Blick auf die Uhr mir sagte, dass die Sonne bald aufgehen würde. Ich kontrollierte noch einmal, ob alle Jalousien geschlossen waren. Eigentlich machte ich sie immer zu, wenn ich das Haus verließ, weil ich die Furcht hatte, einmal vielleicht kurz vor der Morgendämmerung heimzukehren und dann keine Zeit mehr zum Schließen der Rollläden zu haben und darum dauerte es nicht lange, bis ich an allen Fenstern bis auf denen im Schlafzimmer nachgesehen hatte. Jedes einzelne war dicht, sodass ich schließlich auf die Couch fiel und nach dem ganzen Trubel überraschend schnell einschlief.